

Putin, Didier Burkhalter, Irina Beller, Mario Draghi, Lothar Matthäus

Nummer 24 – 12. Juni 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Können diese Augen lügen?

Zürcher Universitätsaffäre: Schwere Vorwürfe an die Adresse von Bildungsdirektorin Regine Aepli. *Von Philipp Gut*

## Wie ich mich künstlich befruchten liess

Mein Plädoyer für die Fortpflanzungsmedizin. *Von Zoë Jenny*

# Hopp Schwiiz!

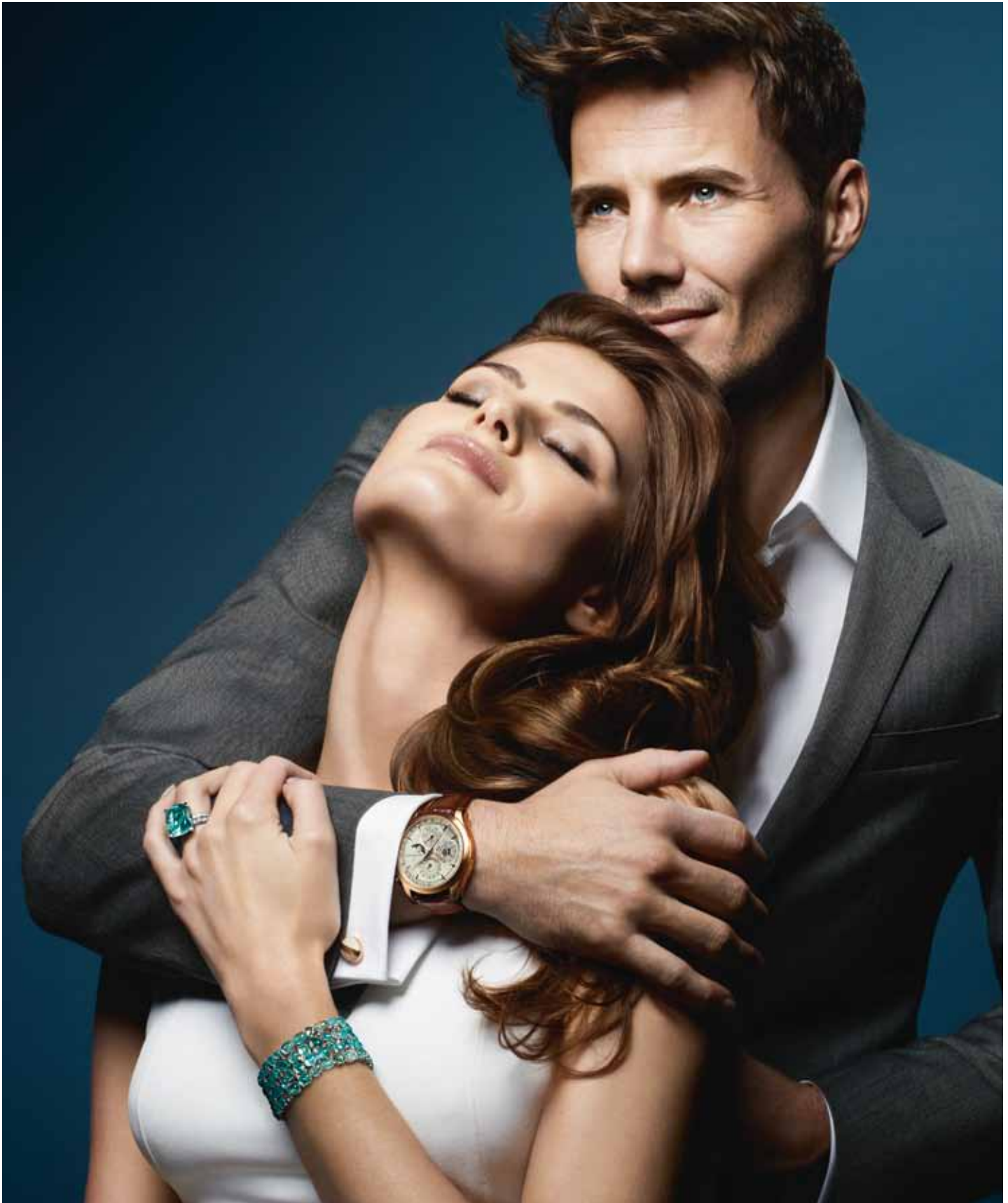
Wir alle sind das Team

CREDIT SUISSE 

[credit-suisse.com/nationalteams](http://credit-suisse.com/nationalteams)

Hauptsponsor seit 1993

LIEBEN | VERTRAUEN



**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | [bucherer.com](http://bucherer.com)

## Intern

Endlich rollt in Brasilien der Ball, und es stellen sich die wirklich relevanten Fragen. Etwa: Was ist für Fussballer wichtiger als das Toreschiessen? – Die Frisur. Zum Auftakt der WM eine kleine Kulturgeschichte des Irokesenhaarschnitts, illustriert am furchteinflössenden Mario Balotelli. Es zeichnet sich auch ein Paradigmenwechsel der inneren und äusseren Werte ab, aufgezeigt am Porträt des Weltfussballers Cristiano Ronaldo: Der Superstar ist nicht mehr bloss Genie, sondern Superstreber. Wie krank ist eigentlich Lionel Messi? – Die Diagnose von Doctor Bilardo, dem argentinischen Arzt und Weltmeistertrainer. Schlimmer Verdacht: Die



*Beinahe hingeschmissen:* Hitzfeld.

Deutschen können nicht mehr verteidigen. – «Lothar Matthäus, übernehmen Sie!» Wussten Sie, dass Nati-Trainer Ottmar Hitzfeld, der an dieser WM seine Karriere beendet, beinahe hingeschmissen hätte – und er als Gambler seinen Lebensunterhalt hätte verdienen können? Teil zwei unseres WM-Specials von Rod Ackermann und Peter Hartmann. Ab nächster Woche berichtet der britische Sportjournalist Simon Kuper aus Brasilien. **Seite 50–68**

Das Verdikt ist glasklar und ungewöhnlich scharf: In der politischen Endlosaffäre, die als «Fall Mörgeli» begann, sich zur «Zürcher Universitätsaffäre» weitete und schliesslich zu einem «Fall Aeppli» wurde, hätten die Verantwortlichen kollektiv versagt. Zu diesem Schluss kommt die Aufsichtskommission des Kantonsrats, welche die Vorgänge rund um die fragwürdige Kündigung von Christoph Mörgeli untersuchte. SP-Bildungsdirektorin Regine Aeppli

habe persönlich die Entlassung Mörgelis als Konservator des Medizinhistorischen Instituts befohlen und dabei ihre Kompetenzen überschritten, urteilt die Aufsichtsbehörde. Der Uni-Leitung wirft sie «Führungsversagen» an allen Fronten vor. Christoph Mörgeli – und seine institutsinterne Widersacherin Iris Ritzmann – betrachtet die Kommission vornehmlich als «Opfer». Die Untersuchung bestätigt



*«Die russische Sicht»:* Putin.

Recherchen, die wir seit Monaten und zuletzt im April publizierten («Anweisungen von ganz oben», Nr. 16/14). Es ist das aufklärerische Credo der *Weltwoche*, Missständen auf den Grund zu gehen, furchtlos zu recherchieren und die Fakten sprechen zu lassen. Manchmal, wie in diesem Fall, setzen sie sich am Ende durch, auch gegen Widerstände. Chronist Philipp Gut, der die Grundlagen für diese Aufklärungsarbeit geleistet hat, zieht Bilanz: Der Fall Aeppli zeigt, dass das Autonomiemodell, das den Universitäten Selbstverwaltung zusagt, faktisch nicht funktioniert. **Seite 14**

Vor zwei Wochen brachten wir ein grosses Interview mit der russischen Fernseh- und Nachrichtenagenturchefin Margarita Simonjan, 34. Wir wollten verstehen, wie die «russische Sicht» auf die Welt aussieht, vom Konflikt in der Ukraine über Präsident Wladimir Putin bis zur Rolle der Frau in der russischen Gesellschaft. Das Gespräch erregte viel Zu- und Widerspruch. Der freie Journalist Stephan Hille, einst Korrespondent der *Weltwoche* in Moskau, findet, Putin dürfe man nicht verstehen – die *Weltwoche* sei der Kreml-Propaganda erlegen. Wir haben den Kritiker eingeladen, seine (nichtrussische) Sicht in unserem Blatt darzulegen. **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (Assistentin)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.

Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





**MONDOVINO**

DIE WEINWELT FÜR JEDEN GESCHMACK.

**Unsere Weinexperten  
empfehlen:**



**Greco di Tufo DOCG**  
Loggia della  
Serra Terredora, 75 cl

**13.95**



**Rioja DOCa**  
Rosado Cune, 75 cl

**8.95**



**Zürich AOC Blaubur-  
gunder Auslese Staats-  
schreiberwein, 75 cl**

**14.50**



**Cornas AOC Les Arènes**  
M. Chapoutier, 75 cl

**39.95**

**Weinvielfalt für jeden Geschmack.**

Bei dem beeindruckenden Weinsortiment, das Coop bietet, verliert man schnell einmal den Überblick. Gut, gibt es unsere Weinexperten. Ob einen leichten Weisswein, einen fruchtig-frischen Rosé oder einen kräftigen Rotwein – hier finden Sie mit wenigen Klicks genau den Wein, der Ihrem Geschmack entspricht. Entdecken auch Sie jetzt die Welt von Mondovino. Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter [www.mondovino.ch](http://www.mondovino.ch)

**coop**

Für mich und dich.

# Hässliches Frankreich

Die antisemitischen Aussagen Le Pens sind entlarvend.

Von Roger Köppel

Es ist nicht ohne Ironie. Seit Jahren streut Marine Le Pen tonnenweise Puder und Parfüm auf ihren ausländerfeindlichen, nationalistischen und sozialistischen Front national. Sie versucht alles, um ihrem Verein den Anschein von Respektabilität und Anständigkeit zu verschaffen. Sie säuselt in die Mikrofone, sie bemüht sich darum, der vielfach angefeindeten Partei endlich ein intaktes Image zu verschaffen. Und jetzt das: Ihr Vater, Jean-Marie Le Pen, betagter Ehrenpräsident der Frontisten, ewiges Schlachttross mit längst vernarbten Einschusswunden, macht alles zunichte in einem Videointerview, in dem er lachend seinem Wunsch Ausdruck gibt, einen jüdischen Le-Pen-Kritiker im Ofen zu verfeuern («une fournée»). Die Franzosen geben sich empört. Sind sie es wirklich?

Die Frage stellt sich, ob Le Pen seinen antisemitischen Ausbruch absichtlich allein oder absichtlich in gezielter oder gefühlter Absprache mit der Tochter und dem Mainstream seiner Partei lancierte. An ihren Witzen kann man sie erkennen. Der Aufstieg des Front national ist unweigerlich mit judenfeindlichen Aussprüchen des Chefs verbunden, der bekanntermassen die Millionen mordenden Vernichtungslager der Nazis im letzten Weltkrieg zum «Détail» bagatellisierte. Der antisemitische Messerstich, der Bruch des Tabus, ist gleichsam ein verbindliches Erkennungsmerkmal, eine Art Unterbauchton des Front national und seines Führers Le Pen. Er würde nicht so sprechen, wenn er nicht glaubte, damit in Frankreich punkten zu können.

Man sollte die Entgleisungen Le Pens nicht leichtfertig politischer Altersschwäche zuschreiben. Dahinter steckt mehr. In Frankreich werden bis heute immer wieder jüdische Gräber geschändet. Frankreich ist die nationalistischste Nation Europas. Der Stolz auf die eigene Grösse bewegt die Volksseele, auch wenn die Gefühle angesichts einer eher trostlosen Gegenwart vor allem im Rückgriff auf eine stilisierte Vergangenheit geschürt werden. Der eingebildete Übermenschenzauber der Grande Nation lässt sich an einer durchaus auch charmanten Alltagsarroganz ablesen und natürlich an den Militärparaden der Force de frappe auf den Boulevards von Paris. Dass die Franzosen für Nichtfranzosen keine übertriebenen Sympathien hegen, zeigte sich zuletzt an der Art und Weise, wie unerwünschte



«Übermenschenzauber der Grande Nation.»

Roma gleichsam über Nacht in Sonderzügen aus dem Land geworfen wurden. Ex-Präsident Nicolas Sarkozy wurde eben am Swiss Economic Forum wie ein Held gefeiert. Es war Sarkozy, der seinerzeit bekannte, er werde randalierende Immigranten in den Banlieues mit dem Kärcher, also mit dem Hochdruckreiniger gegen Strassenschmutz, beseitigen. Frankreich applaudierte.

Man hat sich daran gewöhnt, in Sachen Rassismus nur die Deutschen ins Visier zu nehmen. Tatsächlich sind die staatlich organisierten Massenmorde an Juden, aber auch an anderen Minderheiten durch die Nationalsozialisten im letzten Weltkrieg ohne Beispiel.



Es ist nicht wirklich tröstlich, wenn man sich daneben die Massenmorde der Kommunisten in der Sowjetunion, in China, Kambodscha oder in Äthiopien vor Augen führt. Immerhin aber haben sich die Deutschen den Verbrechen, die in ihrem Namen verübt wurden, ehrlich gestellt. Sie lassen es sich auch gefallen, wenn ihnen die einstigen Gegner, beispielsweise die Franzosen, bei jedem Weltkriegsjubiläum mit überlegenem Hochmut die früheren Untaten immer wieder brühwarm unter die Nase reiben. Jean-Marie Le Pen ist auch ein Symptom für diese Kultur der nationalen Überheblichkeit und Selbstgefälligkeit.

Hätte man vor hundert Jahren einen intelligenten Europäer gefragt, in welchem Land der Juden Hass am gefährlichsten grassiert, er hätte wahrscheinlich Frankreich, kaum Deutschland genannt. Diese Einschätzung stammt nicht von mir, sie stammt von einem sehr renommierten Historiker, der sie mir gegenüber in einem Gespräch einst äusserte.

Eine Tragik Deutschlands besteht tatsächlich darin, dass gerade dort die Symbiose zwischen Juden und Deutschen am intensivsten war, ehe sie Hitler ins schlimmste Gegenteil umdrehte. Natürlich wurden Juden im deutschen Kaiserreich auch diskriminiert. Der jüdische Industrielle, Bankier und Staatsminister Walther Rathenau, der gerne preussischer Offizier geworden wäre, hat darüber eindringliche Erfahrungsberichte geschrieben. Man verkennt allerdings die deutsch-jüdische Geschichte, wenn man sie ausschliesslich anhand der Jahre 1933 bis 1945 beurteilt. Es gab eine Tradition des gelingenden deutsch-jüdischen Zusammenlebens. Darüber dürfen die Verbrechen der Nationalsozialisten nicht hinwegtäuschen.

Vielleicht sollten sich die Franzosen ernsthafter mit der eigenen Vergangenheit beschäftigen. Der fürchterlichste Rassistheoretiker des 19. Jahrhunderts war Franzose. Arthur de Gobineau, Diplomat und Aristokrat, erfand die Theorie der angeblichen «nordisch-arischen Herrenrasse». Der französische Autor Joseph de Maistre, ebenfalls 19. Jahrhundert, war der geistige Vater eines reaktionären, anti-jüdischen Machtstaates auf der Grundlage eines autoritären Katholizismus. Nicht in Deutschland, in Frankreich fand vor über 100 Jahren der antisemitische Schauprozess gegen den unschuldigen Hauptmann Dreyfus statt, der ohne Beweise degradiert, ins Straflager geschickt und schliesslich gegen den Willen der Regierung wieder rehabilitiert werden musste. Wenn ein Le Pen heute ungehemmt schwadroniert, dann hat das auch damit zu tun, dass die Franzosen ihren eigenen Antisemitismus nicht konsequent genug aufgearbeitet haben.

Le Pen berührt die Herzkammern Frankreichs. Er verkörpert die hässliche Seite eines Landes, dem es sich selbst gegenüber an Demut und Kritikbereitschaft fehlt.



Abgründe: Abdullah Abdullah. Seite 40



Staatliches Füllhorn: Jugendsession. Seite 36



Siegeszug der Schweizer Schoggi: Seite 48



«Frauen sind schlauer»: Irina Beller. Seite 44

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Kommentar Horror – bis zum Anpiff

11 Im Auge Giancarlo Galan, virtuoser Wasserverdränger

12 Banken Im Fegefeuer der US-Justiz

12 Zinspolitik Das Fieber steigt

13 Personenkontrolle Freysinger, Beerli, Pesenti etc.

13 Nachruf Maya Angelou, Schriftstellerin

### 14 Fall Aepli: Fakten und Folgen

Die Aufsichtskommission erhebt schwere Vorwürfe

18 Die Deutschen Das 13. Gebot

18 Wirtschaft Liquidität im Überfluss

19 Ausland Modi will Indien «thatcherisieren»

20 Mörgeli Heiliger Marx der Zweite

20 Bodenmann Keine Extra-Luxemburgerli

21 Medien Das Fairnessprinzip

21 Gesellschaft Retterbabys

22 Leserbriefe/ Darf man das?

## Hintergrund

### 24 Wie ich mich künstlich befruchten liess

Erfahrungsbericht von Bestsellerautorin Zoë Jenny

### 28 Bundesrätliche Verrenkungen

Umgehungsversuche bei der Masseneinwanderungsinitiative

### 30 Ungebremste Ausgabenpolitik

Der Staat wächst schneller als die Wirtschaft

### 32 Koryphäe im Nebenamt

Amateure wie Felix Amiet revolutionieren die Wissenschaft

### 33 Erkenntnis Direkte Demokratie in der Forschung

### 35 Essay Unheimliche Partner

### 36 Geldsegen für Neo-Funktionäre

Der Bund fördert die politische Partizipation der Jungen

### 38 Debatten Die Fehler von Professor Thomas Piketty

### 39 Mario Draghi Der EZB-Präsident will Südeuropa sanieren

### 40 Das Geheimnis des Dr. Abdullah

Anklage gegen den afghanischen Präsidentschaftskandidaten

### 42 Politik der Brandstiftung

Warum man Putin nicht verstehen darf

### 44 «Ich betrachte die Ehe als Geschäft»

Interview mit Millionärgattin Irina Beller

### 48 Süßes Gold

Der Schweizer Schokoladen-Pionier Daniel Peter (1836–1919)

## Special: Fussball-WM in Brasilien

### 50 König der Gambler

Begegnung mit dem Schweizer Nati-Trainer Ottmar Hitzfeld

### 54 Die Welt als Ball

Von Balotelli bis Messi: Die besten Fussballer aus 32 Ländern

# WELCOME TO OUR WORLD



Seit dem Höhenflug der Aeronautik pflegt Breitling eine privilegierte Partnerschaft mit der Fliegerei und hat sich bei Piloten weltweit als die Kultmarke schlechthin profiliert. In der neuen Chronomat Airborne, einer Spezialserie der vor 30 Jahren für die Elite der Aviatik kreierten Chronomat, treffen sich ausserordentliche Robustheit und die Performance eines authentischen Instrument for Professionals. Der für extremste Einsätze konzipierte Zeitmesser führt an Bord ein Breitling Manufakturkaliber 01 mit, das die COSC, die oberste offizielle Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision, Chronometer-zertifiziert hat. Willkommen in der Welt der Verwegenheit und der Spitzenleistung. Willkommen in der Welt von Breitling.

CHRONOMAT  
AIRBORNE

**BEYER**  
UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG · BAHNHOFSTRASSE 31 · ZÜRICH  
TEL +41 (0)43 344 63 63



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



«Ich habe mehr gelitten als genossen»: Fussball-Legende Matthäus. Seite 66

## Special: Fussball-WM in Brasilien

### 66 «Alles in die richtige Richtung»

Der Rekordinternationale Lothar Matthäus über Jogi Löw, das Ende von Tiki-Taka, Deutschlands Schwächen und seine Ehefrauen

## Stil & Kultur

70 Stil & Kultur Rosemary's Baby

72 Bestseller

72 Krimi Carl Hiaasen polemisiert gegen Umweltsünden

73 Tagebücher Star-Literat Fritz J. Raddatz über den Kultur- und Medienbetrieb

73 Jazz Paul Bley

### 74 Ein Leben als Nebelpetarde

Der St. Galler Aktionskünstler Roman Signer macht das, wovon Buben träumen

76 Top 10

76 Serien «Les Revenants» und «Orphan Black»

77 Fernseh-Kritik «Wort zum Sonntag»

78 Namen Cecilia Bartoli, Operndiva

79 Hochzeit Sandra Piattini und Nicola Risteski

79 Thiel Korrekt gequält

80 Wein Santenay-Beauregard Premier Cru 2006

80 Zu Tisch Claus-Peter Lumpp im «Bareiss»

81 Auto Toyota Sienna AWD

82 MvH trifft Florian Illies, Bestseller-Autor

## Autoren in dieser Ausgabe

### Carlo Jagmetti



Der 1932 in Zürich geborene Jagmetti stand 35 Jahre lang im diplomatischen Dienst der Schweiz. In seinem Essay warnt er davor, die Souveränität der Schweiz leichtfertig aufs Spiel zu setzen. In der von Unsicherheit geprägten weltpolitischen Lage wären die Folgen im Ernstfall verheerend. Seite 35

### Zoë Jenny



Ihr Erstling «Das Blütenstaubzimmer» wurde 1997 ein Weltenerfolg. Später schrieb die Basler Schriftstellerin unter anderem das Kinderbuch «Mittelpunktchens Reise um die Welt» und engagierte sich als Botschafterin der Kinder- und Jugendorganisation Pro Juventute. In ihrem Beitrag schildert sie, wie sie sich in einer Londoner Klinik künstlich befruchten liess – als letzte Hoffnung, sich ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Seite 24



### MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der Weltwoche.

dp payoff



# Mekong-Flusskreuzfahrt

mit der luxuriösen RV Mekong Prestige II    

Es het solangs het  
**Rabatt\* 1000.-**  
\*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs



## Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

15 Tage ab Fr. 5290.-

Rabatt von Fr. 1000.- bereits abgezogen

- **Neuestes Schiff für nur max. 64 Gäste**
- **Luxuriöse Kabinen mit Privatbalkon**
- **Faszinierendes Kambodscha und Vietnam**
- **UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat**
- **Charmantes Phnom Penh**
- **Thurgau Travel-Reisebegleitung**

- Zürich–Siem Reap** Flug via Bangkok nach Siem Reap.
- Siem Reap** Ankunft am Morgen. Stadtbesichtigung. Transfer zum Hotel am Nachmittag.
- Siem Reap (Angkor Wat)** Ganzer Tag Besichtigung in Angkor Wat (UNESCO-Weltkulturerbe) und Besuch des Banteay Srei Tempels.
- Siem Reap** Morgens weitere Besichtigungen in Angkor Wat. Freie Zeit am Nachmittag.
- Einschiffung** Transfer zum Schiff. Einschiffung und «Leinen los».
- Kampong Chhnang** Motorbootausflug zum Hafenort Kampong Chhnang. Weiterfahrt.
- Oudong–Chong Koh** Ausflug nach Oudong, der früheren Hauptstadt und Besuch des Klosters. Rundgang im Seidenwebereidorf Chong Koh.
- Phnom Penh** Stadtrundfahrt mit Besuch von Nationalmuseum, Königspalast und Silberpagode. Nachmittags Besichtigung des Völkermordmuseums, dem ehemaligen S21-Gefängnis der «Roten Khmer».



Angkor Wat

- Grenze** Ganzer Tag an Bord. Mittags Ankunft beim Zoll an der vietnamesischen Grenze. Weiterfahrt.
- Tan Chau** Morgens Ankunft im Städtchen Tan Chau, Besichtigung einer Fischfarm.
- Sadec–Cai Be** Ausflug in die malerische Stadt Sadec mit «The Lovers Museum», Markt, Pagode und Fujian Tempel. In Cai Be Besuch der gotischen Kathedrale sowie einer Süßigkeiten- und Reispapierfabrik.
- My Tho–Saigon** Ausschiffung, Transfer zum Hotel. Nachmittags Stadtrundfahrt mit Besichtigung des Palastes der Einheit und der prachtvollen Hauptpost.
- Saigon** Ausflug zu den «Cu Chi Tunnels».
- Saigon–Bangkok** Freier Morgen. Abschiedsmittagessen und Besuch des Künstlerdorfes Ky Long Art. Transfer zum Flughafen und Flug nach Bangkok.
- Bangkok–Zürich** Rückflug. Ankunft früh morgens.

### RV Mekong Prestige II\*\*\*\*\*

Topmodernes, elegantes Schiff (2013) mit 28 Kabinen (ca. 20 m<sup>2</sup>) mit Privatbalkon, 2 Einzelbetten, Sitzecke, Badezimmer mit DU/WC, Föhn, Safe und Klimaanlage. Junior-Suiten (ca. 25 m<sup>2</sup>) und Terrasse-Suiten (ca. 28 m<sup>2</sup>) mit grösserer Sitzecke sowie Bad mit separater Whirlpool-Badewanne. Restaurant mit internationalen und lokalen Speisen, teilweise überdachtes Sonnendeck, Whirlpool, Fitnessraum, Spa und Lounge-Bar. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



Salon

### Reisedaten 2014/2015

26.10.–09.11.14      04.01.–18.01.15

09.11.–23.11.14      18.01.–01.02.15

### Reisedaten 2015/2016

08.11.–22.11.15      31.01.–14.02.16

03.01.–17.01.16

### Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt mit Vollpension während der Reise
- Flüge ab/bis Zürich via Bangkok mit Thai Airways in Q-Klasse (Economy Class) oder andere IATA Gesellschaft inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Trinkgelder und lokale Getränke an Bord
- Alle Transfers und Hafentaxen
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung
- Thurgau Travel-Reisebegleitung

**Nicht inbegriffen:** Trinkgelder auf Ausflügen, Importgetränke an Bord, Visumkosten Vietnam Fr. 130.-, Visumkosten für Kambodscha ca. \$ 20 (vor Ort), Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck	6290
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck	6590
Junior-Suite Hauptdeck	6990
Terrasse-Suite Oberdeck	7590
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck	990
Zuschlag zur Alleinbenutzung Oberdeck	1490
Zuschlag Flug Business Class	auf Anfrage

### Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay

Programm auf Anfrage oder im Internet

**3 Tage p.P. Fr. 890.-** (bei Doppelbelegung)

Online navigieren  
[thurgautravel.ch](http://thurgautravel.ch)

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Jeannine Büsser

Thurgau Travel 

# *Vorsorge, die Früchte trägt.*

## *Mit UBS Vitainvest Funds.*



**Jetzt investieren und von extra  
KeyClub-Punkten profitieren.**

Optimieren Sie Ihre Vorsorge: UBS Vitainvest Fonds bieten Ihnen höhere Ertragschancen als ein Sparkonto. Bis zum 30. Juni 2014 werden Ihre Einzahlungen zudem mit KeyClub-Punkten belohnt.

Jetzt Vorsorge optimieren und Beratungstermin vereinbaren: Telefon 0800 001 981  
[www.ubs.com/vitainvest](http://www.ubs.com/vitainvest)



# Horror – bis zum Anpfiff

Von Philipp Gut — Seit Monaten werden wir mit Negativschlagzeilen über Brasilien eingedeckt. Jetzt ist Schluss damit, das Fussballfest beginnt. Dieses Muster wiederholt sich bei jedem Sport-Grossanlass.



Ökonomie der Gefühle: Stadion Maracanã in Rio.

Was haben wir nicht alles Schlimmes und Schreckliches über Brasilien lesen, schauen, hören können. Zeitungen, TV- und Radiosender überboten sich mit düsteren Prognosen und deprimierenden Berichten. Der südamerikanische Tiger lahme. Die «Schere zwischen Arm und Reich» öffne sich gefährlich. Gewalt wüte. Die Bürger hätten das Vertrauen in die Politik verloren. Von Streiks und Aufständen war die Rede.

Und wie immer vor sportlichen Grossanlässen wurde auch die WM selber grossflächig schwarzgemalt. Die Stadien würden nicht rechtzeitig fertig, hiess es. Arbeiter litten unter unwürdigen Bedingungen. Die Bevölkerung distanzieren sich vom Gigantismus der Weltmeisterschaft. Die Fifa sei korrupt. Und das Schlimmste: Brasilien, ausgerechnet Brasilien, habe die Freude am Fussball verloren!

Wetten, alle diese Unkenrufe verstummen blitzartig, wenn ab Donnerstagabend der Ball rollt? «Was kümmern mich die Kalamitäten von gestern», werden die Tausendschaften der internationalen Reporter sagen. Schalter umlegen, das Fest beginnt.

## Volkssport und Berufskrankheit

Brasilien ist keine Ausnahme. Das Muster wiederholt sich bei jeder WM und EM, bei allen Olympischen Spielen. Erinnern Sie sich an

Sotschi? Was wurde da im Vorfeld nicht alles kritisiert, lamentiert. Pisten und Stadien, die nicht fertig würden. Fehlende Infrastruktur. Korruption, Korruption, Korruption. Und über allem die bange Frage: Kann der Russe das überhaupt? Und, politisch: Darf er es?

Als es dann losging, war alles wie weggeblasen. Die Medien berichteten nur noch von grossartigen Spielen, grossartigen Wettkämpfen, grossartigen Fans. Sotschi 2014: Das war übereinstimmend ein Wintermärchen am Palmenstrand des Schwarzen Meers. Ein Erfolg im Weltformat.

Das Merkwürdige an diesem Vorgang ist: Es sind oft dieselben Journalisten und Beobachter, die zuerst jammern und dann – sobald die ersten Wettkämpfe und Spiele beginnen – in Kollektivjubel ausbrechen. Das Kritteln und Kritisieren vor Grossanlässen ist eine Art Volkssport geworden, ein Ritual. Bei den Journalisten muss man von einer Berufskrankheit sprechen.

Über die Gründe dieses sonderbaren Verhaltens kann man nur mutmassen. Drücken unbewusst Zweifel durch, weil man aus einer Nebensache die Hauptsache macht? Das Schweizer Fernsehen setzt für WM und Olympische Spiele so viele Mitarbeiter ein wie sonst für keinen Anlass, sei er noch so ernsthaft. Die eidgenössischen Wahlen, die Präsidentschaftswahlen in den USA, Mega-Ereignisse wie der Tsunami in Ostasien: ein Klacks dagegen.

Erste These: Die Reporter kompensieren ihren Traumjob an der Copacabana mit Sozialkritik. Um danach umso unbeschwerter feiern zu können. Erklärung Nummer zwei: Journalisten sind Herdentiere. Sie schauen nach links und nach rechts (meist eher nach links). Und weil links und rechts alle dasselbe tun, tun sie es auch. Ein Reporter, der vor einem Sportgros-sanlass kein Haar in der Suppe findet, sähe sich sofort dem Vorwurf ausgeliefert, ein oberflächlicher Tropf zu sein, der schwerwiegende Missstände übersieht und verharmlost. Sozialreportagen verleihen den Sportreportern den Anschein von Relevanz.

Schliesslich spielt wohl auch die Ökonomie der Gefühle eine Rolle. Bis zum Anpfiff bleibt die Ekstase im Schrank. Wer kann sich schon monatelang überschäumender Vorfreude hingeben? Der Appetit kommt mit dem Essen.

Ehrlicher wäre es, in Zukunft auf das rituelle Miesepeter-Programm im Vorspiel zu verzichten. Vermissen würde es niemand. Aber dann ginge der dramatische Effekt verloren, der wohlige Umschlag vom Schrecken in pure Freude.

# Der Gondoliere



Giancarlo Galan, virtuoser Wasserverdränger.

Die Gondolieri in Venedig sind weltberühmt für ihre raffgerigen Tarife. Jetzt haben sie ihren galanten Meister im Plündern gefunden: Giancarlo Galan, 1,90 Meter Gardemass, ein 58-jähriger *gentiluomo* ohne Schwierigkeiten an den Händen vom Rudern, höchstens vom Geldzählen. Der ehemalige Gouverneur der Region Venetien ist laut den Ermittlern die Spinne im Netz von Politikern und Unternehmern, das die Bauarbeiten des Hochwasserschutz-Projekts Mose kontrollierte. Riesige bewegliche Dämme sollen die Sturmfluten von der Lagunenstadt fernhalten. Das hat nichts zu tun mit dem alttestamentarischen Wunder von Moses, der das Rote Meer teilte; Mose ist bloss das Kürzel für *modulo sperimentale elettromeccanico*. Beschlossen wurde die mechanische Wasserverdrängung 1996, funktionieren wird sie eventuell 2018, ein langlebiges Biotop für Korruption.

Das grösste Infrastrukturvorhaben Italiens verschlang bisher 5,5 Milliarden Euro und nun auch 35 Herrschaften, die sich die eigenen Taschen füllten, unter ihnen Venedigs bereits verhafteter Bürgermeister Giorgio Orsoni. Der Gouverneur Galan hatte während seiner Amtszeit von den Baukonsortien jährliche Schmiergelder in Millionenhöhe eingesackt und später noch eine «Rente» verlangt. Sein prächtiges, inzwischen beschlagnahmtes Landschloss liess er von einem Zementlöwen gratis renovieren. Über Strohänner hält er selber Anteile an einem Konzern, der an Mose mitverdient; im sicheren Kroatien besitzt er Luxusvillen und einen Jachthafen. Galan war ursprünglich Verkäufer von Werbespots. Als Silvio Berlusconi vor zwanzig Jahren seine Forza Italia gründete, rekrutierte er das politische Personal in seiner Firma: Galan avancierte zum Abgeordneten und 1995 zum Gouverneur. Er diente seinem Paten auch als Landwirtschafts- und als Kulturminister in Rom. Sein Trauzeuge vor fünf Jahren, der Senator Marcello Dell'Utri, sitzt in Beirut in Auslieferungshaft als definitiv verurteilter Mafioso. Der Senator Galan bewegt sich immunitätsgeschützt noch die letzten Tage auf freiem Fuss. Peter Hartmann

## Im Fegefeuer der US-Justiz

Von Martin Spieler — Was die Schweizer Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf von Frankreichs sozialistischem Präsidenten François Hollande lernen kann.

Das Abendessen im noblen Restaurant «Le Chiberta» mitten in der Pariser Innenstadt bot alles andere als leichte Kost: Frankreichs Staatschef François Hollande hat sich persönlich bei US-Präsident Barack Obama wegen der drohenden 10-Milliarden-Dollar-Strafe gegen die französische Grossbank BNP Paribas wegen mutmasslicher Verstösse gegen Iran-Sanktionen beschwert. Für Hollande ist das Vorgehen der Supermacht USA unverhältnismässig und inakzeptabel. Sogar der Sozialist Hollande, der sonst keine Gelegenheit auslässt, die Finanzindustrie an den Pranger zu stellen, stellt sich vor den im Kreuzfeuer der USA stehenden französischen Bankgiganten.

### Mit verständnisvollem Lächeln

Anders in der Schweiz: Da lässt Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf und mit ihr der Gesamtbundesrat im US-Steuerstreit die Schweizer Banken im Stich und im Fegefeuer der US-Justiz schmoren. Duckmäuserisch hat sie die Einigung zwischen der Credit Suisse und den US-Behörden, die eine rekordhohe Strafe von 2,8 Milliarden Dollar beinhaltet, sogar begrüsst. Auf die Frage, wie sie die Busenhöhe einschätze, sagte Widmer-Schlumpf zahm, sie kommentiere Richtersprüche nicht, und betonte, dass der Bundesrat nicht an den CS-Verhandlungen teilgenommen habe.

Während sich François Hollande einmischt und die Busse gegen die BNP Paribas bekämpft, nicken Widmer-Schlumpf und ihre Bundesratskollegen das imperiale Gebaren der USA mit verständnisvollem Lächeln ab. Als sei es Gott gegeben. Als sei der Kreuzzug der Amerikaner gegen den Schweizer Finanzplatz eine gerechte Konsequenz aus dem Fehlverhalten hiesiger Bankiers.

Mit Gerechtigkeit hat der US-Steuerstreit allerdings sehr wenig zu tun. Vielmehr ist die Grossmacht daran, ihr einseitiges Rechtsverständnis nicht nur auf ihrem eigenen Territorium, sondern auf der ganzen Welt durchzusetzen. Offensichtlich ist dies beim US-Gesetz Foreign Account Tax Compliance Act (Fatca), das Finanzfirmen weltweit verpflichtet, Daten über US-Steuerpflichtige zu melden. Damit zwingt die Grossmacht dem Rest der Welt einseitig die automatische Lieferung von heiklen Kundeninformationen auf und verletzt die Souveränität anderer Staaten in grober Weise. Sosehr US-Politiker ethische Motive für ihren Kampf gegen den hiesigen Finanzplatz in den Vordergrund rücken, geht es beim Konflikt vor

allem darum, Wettbewerbsvorteile der Schweizer Banken zu eliminieren – was im Falle des Bankgeheimnisses schon weitgehend gelungen ist – und mittels horrender Bussen die leere US-Staatskasse zu füllen.

Die Strafzahlungen, welche die CS und nach ihr noch eine Reihe von Schweizer Banken an die USA abliefern müssen, basieren nicht auf einer juristischen Logik. Sie sind vielmehr Teil einer Welt-Steuer, welche die USA mittels politischer Erpressung von Finanzinstituten anderer Länder eintreiben. Statt dem Einhalt zu gebieten, verschlechtern Bundesrat und Teile des Parlaments selbst auf nationaler Ebene die Rahmenbedingungen des Finanzsektors, von dem der Staat auch heute noch profitiert. Wenn den Banken nun auch noch verboten werden soll, Strafzahlungen an die USA von den Steuern abziehen zu dürfen, ist dies mehr als nur verlogen. Jedenfalls hatte der gleiche Staat zuvor die Steuern auf den Gewinnen, welche Banken mit Steuerhinterziehern generiert hatten, ohne Wimpernzucken angenommen.

Beim Sozialisten François Hollande könnte unsere Finanzministerin Nachhilfeunterricht nehmen, wie man mit Rückgrat die Interessen des eigenen Landes verteidigt und nicht jene der USA und der EU unterstützt, welche die Unabhängigkeit der Schweiz zunehmend untergraben.



Rückgrat: Hollande, Obama.

## Das Fieber steigt

Von Florian Schwab — Billiges Geld ist das wirkliche Problem des Immobilienmarkts.

Liest man die Meldungen der vergangenen Wochen, könnte man meinen, die Schweiz stehe unmittelbar vor einem Immobiliencrash wie zu Beginn der 1990er Jahre. Seit Jahren warnt die Schweizerische Nationalbank (SNB) vor einer Überhitzung des Immobilienmarktes. Anfang Juni wurde bekannt, dass man den Banken «freiwillig» schärfere Amortisationsregeln für Hypotheken verordnet habe.

Doch damit nicht genug: Eine Experten-Gruppe des Bundes unter Serge Gaillard soll weitere Massnahmen prüfen. Nationalrätin Jacqueline Badran (SP) überzeugte den Bundesrat und den Nationalrat von Massnahmen gegen das Scheinproblem eines angeblichen Immobilienausverkaufs an Ausländer. Die Fieberkurve der Politik in Sachen Häusermarkt macht weit bedrohlichere Ausschläge als mögliche Preisübertreibungen in gewissen Ballungszentren.

### Weit geöffnete Schleusen

Besonders merkwürdig ist das Verhalten der Nationalbank. Seit Jahren hält sie die Zinsen auf einem Tiefststand. Dies bedeutet weit geöffnete Schleusen. Billiges SNB-Geld überflutet das Finanzsystem und bahnt sich seinen Weg in jedwede Anlage. Die trotz mageren Wirtschaftsaussichten triumphierenden Aktienkurse sind ein Symptom dafür, die Vergabe günstiger Hypotheken durch die Banken ein zweites, die steigenden Immobilienpreise möglicherweise ein drittes.

Die Nationalbank schafft durch ihre Geldpolitik ein künstliches Tiefzinsumfeld, in dem die normalen Signale des Marktes ausgeschaltet werden. Überall in der Wirtschaft finden Investitionen statt, die unter normalen Bedingungen nicht rentabel wären. Die Bildung von Preisblasen ist programmiert.

Wer, wie die SNB, behauptet, zu wissen, wo genau sich welche Blase entwickelt, der setzt sich selber an die Stelle der unsichtbaren Hand des Marktes, die er soeben in Fesseln gelegt hat. Man könnte mit Marx und Engels von einer «Verstaatlichung des Kredits» sprechen. Allzu verständlich ist in einer solchen Welt der Drang zu realen Werten, wie es ein Eigenheim ohne Zweifel ist.

Panisch rennen Politik und Nationalbank der Immobilienblase hinterher – wie Goethes Zauberlehrling dem unkontrollierbaren Besen. Doch auch hier gibt es einen Zauberspruch, mit dem der Spuk sofort beendet werden könnte: «Zinsen rauf!»

## Personenkontrolle

**Freysinger, Beerli, Pesenti,  
Courvoisier, Hafner,  
Mäder, Amberg, Riklin,  
Haderer, Lauffer**

Die in vielfacher Hinsicht mager bestückte Privatjury, welche die Vorschläge für eine neue Landeshymne beurteilen will, ist um ihr buntestes Mitglied ärmer geworden, ohne dass dieser Aderlass kommentiert oder zumindest kommuniziert worden wäre. **Oskar Freysinger**, SVP-Nationalrat, Walliser Staatsrat, Poet, Gitarrist und Sänger, hat das Gremium still und leise verlassen – allerdings nicht, weil er den Unsinn des Vorhabens der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) erkannt hätte, sondern, weil er selbst einen eigenen Vorschlag für den Ersatz des «Schweizerpsalms»



*Fulminant-helvetische Kreation:* Freysinger.

eingereicht hat. Welch fulminant-helvetische Kreation die Restjury um die gescheiterten Bundesratskandidatinnen **Christine Beerli** (FDP) und **Patrizia Pesenti** (SP) nun erwartet, hat Freysinger mit seiner Beschreibung einer modernen Hymne schon angekündigt: «Sie muss sofort ins Ohr gehen. Und sie darf kein Globalisierungssong sein, sondern muss die Schweiz als Willensnation loben.» (*upe*)

Vier Monate nach der Abstimmung erregt die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative die Schweizer Wissenschaftler immer noch. «Die Schweiz schickt sich an, sich von Europa abzuschotten», hyperventiliert *Horizonte*, die Zeitschrift des Nationalfonds. Der Genfer Professor **Thierry Courvoisier**, Präsident der Akademien der Wissenschaften, halluziniert gar, das «ungeschönte Ergebnis» der Abstimmung sei «eine Isolation der politischen, wirtschaftlichen und akademischen Schweiz innerhalb des Kontinents, in dessen Herzen wir leben». Die Infografiken im Dossier zeigen das Gegenteil: Die Schweiz liegt sowohl beim Anteil ausländischer Forscher (57 Prozent) als auch beim Anteil der einheimischen Forscher mit Ausländerfahrung (78 Prozent) mit Abstand an der Spitze – das galt schon vor der Personenfreizügigkeit mit der EU (nie mit der Welt!). Wie intelligent



*Das Gegenteil von Kontingenz:* Urs Hafner.

die Panik der Schweizer Wissenschaftsspitzen ist, zeigt der Aufsatz von Nationalfonds-Redaktor **Urs Hafner**, der über das neue «Kontingenzprinzip» klagt. Was «Kontingenz» bedeutet, ist von Fach zu Fach verschieden – aber überall das Gegenteil von «Kontingenz». (*sär*)

Genug vom staatstragenden FDP-Liberalismus: Die Thurgauerin **Brenda Mäder**, ehemalige Präsidentin der Jungfreisinnigen Schweiz, und **Silvan Amberg**, ehemaliger Präsident der Homosexuellen-Organisation der FDP, gründen mit liberal-libertären Kampfgenossen eine neue nationale Partei, die Unabhängigkeitspartei «up!». Der Start erfolgt in den Kantonen Zürich, Thurgau und St. Gallen. (*fsr*)

Die Aufsichtskommission des Kantonsparlaments, welche die Zürcher Universitätsaffäre untersuchte, kritisiert auch CVP-Nationalrätin und Uni-Rats-Mitglied **Kathy Riklin**. Diese habe die Glaubwürdigkeit des Gremiums belastet, weil sie «bei zahlreichen Gelegenheiten in den Medien» das Verhalten von Christoph Mörgeli kritisierte. Dadurch sei der Eindruck entstanden, der Universitätsrat sei «nicht unbefangen». Riklin sei spät in den Ausstand getreten – «zu diesem Zeitpunkt war der Schaden bereits angerichtet». An der Pressekonferenz vom Pfingstmontag, an der die Kommission ihren Bericht vorstellte, wurden einzelne Mitglieder noch deutlicher. **Willy Haderer** (SVP) sprach von unangebrachten, das Amtsgeheimnis verletzenden «Ausplaudereien und Wichtigtuereien» Riklins. **Urs Lauffer** (FDP), der Ende dieser Woche seine politische Laufbahn beendet, sagte: Riklin könne an keinem Mikrofon vorbeigehen, «ohne zu schwatzen». (*gut*)



*Nicht ohne zu schwatzen:* Nationalrätin Riklin.

## Nachruf



*«Nie mehr reden»:* Autorin Angelou.

**Maya Angelou (1928–2014)** — Die Schriftstellerin aus St. Louis, die eine der mächtigsten literarischen Stimmen der USA werden sollte, war als Mädchen jahrelang verstummt. Mit acht Jahren vom Freund ihrer Mutter vergewaltigt, erzählte sie ihrer Familie, was geschehen war. Verwandte prügeln den Mann zu Tode. Erst fünf Jahre nach dem Mord war sie wieder fähig zu sprechen. «Ich dachte, meine Stimme hätte ihn getötet», sagte sie, «also wollte ich nie mehr reden.» Sie arbeitete neben der Schule als San Franciscos erste schwarze Tramschaffnerin, als Köchin, Nachtclubtänzerin und Prostituierte. Mit siebzehn Jahren gebar sie einen unehelichen Sohn.

Mehr als ein Vierteljahrhundert später erschien 1969 ihr erstes Buch mit Kindheitserinnerungen unter dem Titel: «Ich weiss, warum der gefangene Vogel singt». Damals war Multitalent Angelou bereits als Tänzerin, Schauspielerin und Sängerin bekannt, und sie hatte erfolgreiche Theaterstücke und TV-Drehbücher verfasst. Sie war mit Martin Luther King jr. und Malcolm X befreundet und engagierte sich zunehmend in der Bürgerrechtsbewegung. Ihr Erfolg als Buchautorin, die dem Dasein von Schwarzen in Zeiten der Rassentrennung ein Gesicht, ein Leben und ein Lachen verlieh, war bahnbrechend für eine ganze Generation afroamerikanischer Schriftsteller. Bill Clinton bat sie, zu seiner Vereidigung 1993 aus ihrem Werk zu lesen. Bei Maya Angelous Begräbnis sagte Michelle Obama: «Sie berührte mich, sie berührte alle, auch eine junge weisse Frau in Kansas, die ihre Tochter nach ihr benannte.» Die Tochter ist Barack Obamas Halbschwester Maya. *Beatrice Schlag*

# Fall Aeppli: Fakten und Folgen

*Von Philipp Gut* — Die Aufsichtskommission des Zürcher Kantonsrats erhebt schwere Vorwürfe an SP-Bildungsdirektorin Regine Aeppli. Sie habe falsch ausgesagt und ihre Kompetenzen überschritten. Die Uni kann mit ihrer Autonomie nicht umgehen.

Das gab es wohl noch nie. Am Pfingstmontag, einem offiziellen Feiertag, setzte zuerst der Zürcher Kantonsrat eine Pressekonferenz an. Sie fand im Walcheturm am Stampfenbachplatz mitten in der Zürcher City statt. Zwei Stunden später setzte auch der Zürcher Regierungsrat eine Pressekonferenz an. Sie fand ebenfalls im Walcheturm statt. Und dies zum gleichen Thema. Grund für die Aufregung in Parlament und Regierung ist ein Bericht der kantonsrätlichen Aufsichtskommission Bildung und Gesundheit zu den Vorgängen am Medizinhistorischen Institut der Universität Zürich. Der Bericht kritisiert die Uni-Leitung und Bildungsdirektorin Regine Aeppli (SP) ungewohnt scharf. Darum die überraschende feiertägliche Konferenz-Kaskade: Auf die Vorstellung der Untersuchungsergebnisse reagierte Aeppli mit einer eigenen Medienkonferenz.

Liest man den 21-seitigen Bericht, an dem sechs Kantonsparlamentarier mehrere Monate gearbeitet und für den sie 17 beteiligte Personen teils mehrfach befragt haben, dann versteht man die Aufregung. Denn jetzt ist es amtlich: SP-Politikerin Aeppli diktierte dem damaligen Uni-Rektor Andreas Fischer widerrechtlich die Entlassung von SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli als Konservator am Medizinhistorischen Institut. Damit habe Aeppli ihre Kompetenzen überschritten, hält die Aufsichtsbehörde ausdrücklich fest. Entlassungen von Professoren liegen in der alleinigen Kompetenz der Universitätsleitung.

Die Untersuchung bestätigt im Detail, was die *Weltwoche* – gestützt auf Akten der Staatsanwaltschaft und weitere Recherchen – bereits im April enthüllt hat («Die Zürcher Universitätsaffäre erfasst die hohe Politik: SP-Bildungsdirektorin Regine Aeppli gab der Uni-Leitung die Entlassung Christoph Mörgelis vor», Nr. 16/14 [«Anweisungen von ganz oben»]). Brennpunkt der Affäre Aeppli ist eine Sitzung, welche die Regierungsrätin am Morgen des 17. September 2012 in ihrer Bildungsdirektion ansetzte.

In der Woche zuvor hatte der *Tages-Anzeiger* die Debatte mit einer gegen Christoph Mörgeli gerichteten und auf vertraulichen internen Berichten basierenden Kampagne lanciert. Rektor Andreas Fischer weilte zu diesem Zeitpunkt im Ausland in den Ferien. Der nun vorliegende Aufsichtsbericht zeichnet Aepplis Drehbuch nach, das die *Weltwoche* am 17. April publizierte: «Nach seiner Rückkehr am Sonn-

tag, 16. September 2012, wurde der Rektor von Regierungsrätin Regine Aeppli aufgefordert, am folgenden Morgen, Montag, 17. September 2012, bei ihr im Büro zu einer Besprechung zu erscheinen. Dieselbe Aufforderung erhielt auch die Personalverantwortliche [der Universität, die Red.]. Ebenfalls anwesend an dieser Besprechung war Sebastian Brändli.»

Kleiner Einschub: Dieser Sebastian Brändli ist eine Schlüsselfigur der Affäre. Er ist Chef Hochschule in Aepplis Bildungsdepartement und gleichzeitig Aktuar im Universitätsrat, dem Aufsichts- und Kontrollorgan der Uni, das Aeppli präsidiert. Brändli, wie Aeppli SP-Mitglied und ein Studienfreund von Flurin Condrau, dem Direktor des Medizinhistorischen Instituts, zog von Anfang an die Fäden in der politisch motivierten Intrige gegen Mörgeli. Bereits im Mai 2011 – da war er erst drei Monate im Amt – habe Condrau sich an Brändli gewandt, hält der Untersuchungsbericht fest. Condrau habe Brändli auch den von ihm verfassten vertraulichen Akademischen Bericht 2011 zugespielt, den er zu einer persönlichen Abrechnung mit Mörgeli umfunktionierte und in dem er festhielt, das Me-

## Die Untersuchung bestätigt im Detail, was die *Weltwoche* in einer Serie enthüllt hat.

dizinhistorische Institut und Museum werde «wahrscheinlich aus politischen Gründen» an der Universität isoliert. Verantwortlich für diese «Isolation», wie Condrau schreibt, waren nicht etwa die Mediziner (zu deren Fakultät das Medizinhistorische Institut gehört), sondern linksgerichtete Historiker und weitere Vertreter der Geistes- und Sozialwissenschaften, die Mörgelis Institut verschmähten.

### In geistiger Quarantäne

Auch der Untersuchungsbericht des Kantonsrats spricht von einer «zunehmenden Isolierung» von Institut und Museum, die ihren Grund in der politischen Antipathie von Vertretern «der geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen» gegen SVP-Exponent Christoph Mörgeli gehabt habe. Bereits die von externen internationalen Experten durchgeführte Evaluation des Instituts von 2006 nannte «wissenschaftsexterne Gründe» für diese geistige Quarantäne (lies: politische Gründe).



### Organisierte Verantwortungslosigkeit:

Der Kantonsratsbericht zeigt es deutlich: Der neue Institutschef Flurin Condrau ist angetreten, das politische Problem Mörgeli – zu dem ihn seine intoleranten geisteswissenschaftlichen Gegner machten, nicht er selber – auf seine Weise zu lösen. Weil demokratische politische Ansichten in der Schweiz – und auch im Kanton Zürich – kein Kündigungsgrund sind, entwarf Mörgeli-Chef Condrau eine Mobbingstrategie. Er tolerierte, dass aus dem Institut vertrauliche Berichte an die Presse gelangten, die Mörgeli öffentlich anschwärzten. Sogar befreundete Professoren in Lausanne und Bern orientierte Condrau im voraus über die geplante Kampagne. Nur seinen Untergebenen Christoph Mörgeli orientierte er nicht. Als dann die ersten Artikel erschienen waren, die landesweit für Aufsehen sorgten, und Mörgeli seinen Chef mehrfach und schriftlich um eine Aussprache bat, verweigerte und versteck-



Uni-Rektor Hengartner, Bildungsdirektorin Aepli, Uni-Rat Oberholzer.

te sich Condrau konsequent – eine an sich unverständliche Verletzung der Fürsorge- und Loyalitätspflicht des Chefs gegenüber seinem Untergebenen. Doch Condrau wusste natürlich, was er zu verbergen hatte. Die Pressekampagne sollte erreichen, was auf ordentlichem Weg nicht möglich war: das politische Problem Mörgeli zu lösen.

Unterstützung fand Flurin Condrau weniger bei der Universitätsspitze als bei einem gleichgesinnten Kollegen aus alten Studientagen: beim erwähnten Hochschulamtschef, Uni-Rats-Sekretär, Aepli-Intimus Sebastian Brändli. Im Zusammenhang mit dem umstrittenen Akademischen Bericht 2011 schreibt die kantonsrätliche Aufsichtskommission in ihrem Bericht nach dessen eigenen Aussagen über Condrau: «So sei er letztlich zu Sebastian Brändli gegangen, da weder der Dekan noch die Universitätsleitung reagiert hätten. Prof.

Condrau und Sebastian Brändli kannten sich aus der gemeinsamen Studienzeit, und Prof. Condrau hatte ihm bereits zuvor die Situation am Institut geschildert und ihn um Rat gefragt.»

Das SP-Duo Aepli/Brändli erwies sich auch in der Folge und insbesondere in den Tagen der Entscheidung – sprich: der überstürzten und arbeitsrechtlich anfechtbaren Entlassung Mörgelis – als treibende Kraft. Die Aufsichtskommission hat die Teilnehmer des erwähnten, von Aepli kommandoartig anberaumten Treffens vom Montag, den 17. September 2012, befragt. Neben Regine Aepli waren das Sebastian Brändli, sodann Uni-Rektor Andreas Fischer sowie die Personalverantwortliche der Universität. Die Aufsichtsbehörde lässt keine Zweifel offen: Die SP-Bildungsdirektorin hat die Entlassung Mörgelis befohlen. «Sowohl der Rektor als auch die Personalverantwort-

liche sprechen davon, dass Regierungsrätin Regine Aepli ziemlich aufgebracht gewesen sei und den Rektor zur Kündigung von Prof. Mörgeli aufgefordert habe. Dabei sei auch das Wort «fristlos» gefallen.» Aepli habe darauf bestanden, Mörgeli sofort zu kündigen.

Die Frage der Frist ist deshalb relevant, weil Institutschef Flurin Condrau in einer Mitarbeitervereinbarung mit Christoph Mörgeli vom Februar 2012 schriftlich dokumentierte, eine allfällige Entlassung sei erst nach einer Bewährungsfrist von weiteren sechs Monaten möglich. Dies nach Ablauf der vereinbarten Zeit für die Erfüllung der gesteckten Ziele bis im September 2012. Das heisst: Die Kündigung hätte, wenn überhaupt, frühestens auf Februar 2013 ausgesprochen werden dürfen. Bildungsdirektorin Aepli wischte diese rechtlichen Grundlagen gemäss Aufsichtsbericht vom Tisch. >>>

Mehr noch: In der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens vom 19. September 2012 – zwei Tage nach der Entlassungsdirektive an den Uni-Rektor – verbreitete Aepli ungerührt weiterhin die Falschaussage, Mörgeli sei bereits im Februar 2012 «eine Bewährungsfrist von sechs Monaten angesetzt» worden, «welche bald ablaufe», wie es im Kantonsratsbericht heisst. Damit könne Mörgeli sofort die «Kündigung» ausgesprochen werden. Was, wie gesagt, nicht stimmte. Wie kam die Bildungsdirektorin dazu, die rechtsgültige Vereinbarung vom Februar 2012 kurzerhand zu ignorieren? Sie habe es als schwierig empfunden, jetzt erst eine förmliche Bewährungsfrist anzusetzen, wenn die Arbeitssituation schon entgleist sei, gab Aepli der Untersuchungskommission zu Protokoll. Mörgeli musste weg, auf Biegen und Brechen.

#### «Befehl von Frau Aepli»

Noch war es nicht so weit. Rektor Andreas Fischer und seine juristischen Berater sträubten sich gegen Aeplis Brachial-Order, die sämtliche Bedenken und juristischen Hemmnisse torpedierte. Die Aufsichtsbehörde schreibt in ihrem Bericht: «Unmittelbar nach der Sitzung vom Montagmorgen, 17. September 2012, besprach der Rektor die Situation mit seinem Rechtsdienst. Laut diesem sei der Rektor an diesem Morgen zu ihnen gekommen und habe berichtet, dass er eben den Befehl von Frau Aepli erhalten habe, Herrn Mörgeli zu kündigen.» Sowohl Rektor Andreas Fischer als auch die an der ominösen Montagssitzung im Bildungsdepartement anwesende Personalfachfrau der Uni und der Leiter des universitätseigenen Rechtsdiensts, Sven Akeret, sprechen von einem unmissverständlichen Auftrag, ja wörtlich einem «Befehl» von SP-Bildungsdirektorin Regine Aepli, gemäss dem Christoph Mörgeli sofort und fristlos zu entlassen sei.

Weiter heisst es im Bericht, der Rechtsdienst sei dann «gemeinsam mit dem Rektor zum Schluss gekommen, dass eine fristlose Kündigung nicht angemessen wäre. Die Empfehlung des Rechtsdienstes sei gewesen, am «Fahrplan» festzuhalten, also den eingeschlagenen Weg der Mitarbeiterbeurteilung weiterzugehen [...]». In der Hauptsache aber gab der Rektor nach. Am Dienstag, den 18. September 2012, habe ihr Rektor Fischer telefonisch mitgeteilt, dass er die Kündigung umsetze, so Aepli gegenüber der Behörde.

Die Bildungsdirektorin widerspricht heute den Aussagen der übrigen Zeugen. Sie habe dem Rektor «keine Weisung zur Kündigung» erteilt, ihn aber zu «entschiedenem Handeln aufgefordert». «Entschiedenem Handeln»: Was konnte das nach Lage der Dinge anderes heissen als eine sofortige Entlassung? Uni-Rektor Fischer fasste es jedenfalls so auf, er nahm die Äusserungen Aeplis als «Befehl»



*Strippenzieher*: Chefbeamter Brändli.



«Opfer»: Medizinhistoriker Mörgeli.

an. An der Medienkonferenz vergangenen Pfingstmontag sagte Regine Aepli dazu: «Und selbst wenn ich das gemacht hätte: Die Uni weiss, dass ich so etwas nicht anordnen kann.» Das Argument entspricht der Logik eines Schnellfahrers, der sagt: «Es ist ausgeschlossen, dass ich innerorts zu schnell gefahren bin, es war eine 50er-Tafel installiert.» Tatsache ist: Die Bildungsdirektorin mischte sich

resolut und mit ausserordentlichen Mitteln – notfallmässiges Herbeizitieren des Rektors, nachweisliche Falschaussagen im Fernsehen – in ein Verfahren ein, in das sie sich nicht einmischen durfte. Damit, so die Aufsichtsbehörde, habe sich Aepli einer «Kompetenzüberschreitung» schuldig gemacht. Wie diese Überschreitung juristisch zu werten ist, lässt die Kommission offen. Die SVP spricht von «Amtsmissbrauch».



#### Implizit der Lüge bezichtigt

Die Untersuchungsbehörde nimmt Regine Aepli ihr Dementi nicht ab. Sie komme zum Schluss, dass Regierungsrätin Regine Aepli Rektor Andreas Fischer «aufgefordert hat, Prof. Mörgeli zu entlassen». «Nach übereinstimmenden Aussagen von Rektor Fischer und der Mitarbeiterin der Personalabteilung war in diesem Gespräch auch von der Notwendigkeit einer fristlosen Entlassung die Rede.» Auch der Leiter der Uni-Rechtsabteilung, Sven Akeret, habe von einem «Befehl» Aeplis gesprochen. Die Version der Regierungsrätin erachtet die Aufsichtscommission als unglaubwürdig: Sie könne «nicht erkennen, dass die drei Genannten [Rektor Fischer, die Personalverantwortliche, der Leiter Rechtsdienst; die Red.] in dieser Sache eine Falsch-





*Schwache Führung:* Ex-Rektor Fischer.

aussage gemacht haben». Im Umkehrschluss: Die Falschaussage machte Regierungsrätin Aeppli. Implizit bezichtigt die Aufsichtsbehörde die Bildungsdirektorin also der Lüge. Und zwar mehrfach: Auch die Aussagen Aepplis in der «Rundschau» – Stichwort: «Bewährungsfrist» – seien «sachlich falsch» gewesen und hätten «dazu beigetragen, die Angelegenheit weiter zu dramatisieren». Ein Schufft, wer denkt, Aeppli habe dies mit Absicht getan.

### **Belastende Chronologie**

Zusätzlich belastend für die Bildungsdirektorin ist – neben den Zeugenaussagen der Direktbeteiligten – der merkwürdige Ablauf der Ereignisse. Das kurzfristige Aufgebot an Rektor Fischer für die Sitzung vom Montag, den 17. September, erfolgte just an dem Tag, an dem die Zeitung *Der Sonntag* überraschend die Entlassung Christoph Mörgelis vorab verkündete (am Sonntag, den 16. September). Der Rektor war damals in den Ferien und hatte sich nach eigenen Angaben noch keine Gedanken über eine mögliche Kündigung gemacht. Die Meldung der Zeitung, die, wie sich zeigen sollte, in allen Belangen zutraf, musste andere Quellen haben. Wie aus Akten der Staatsanwaltschaft hervorgeht, war der einzige ermit-

telte Kontakt zum *Sonntag* der Aeppli-Vertraute Sebastian Brändli. Dieser telefonierte im Vorfeld der Publikation insgesamt über eine Stunde mit dem betreffenden Journalisten. Diese Chronologie – Indiskretion durch Brändli, Entlassungsschlagzeile, Aufgebot an den Rektor, Befehlsausgabe Aepplis am Tag danach – stützt die Aussagen der erwähnten Kommissionszeugen und lässt gar keinen anderen Schluss zu, als dass der Entscheid zur Kündigung Mörgelis in der Bildungsdirektion gefällt wurde: beim federführenden SP-Duo Aeppli/Brändli.

---

### **Die Autonomie der Uni ist eine Scheinautonomie, die der Politik zu grossen Einfluss gibt.**

---

Schlecht weg kommt im Untersuchungsbericht nicht nur Bildungsdirektorin Aeppli («Kompetenzüberschreitung»), sondern auch die gesamte Leitung der Universität. Ihr wirft der Kantonsrat «kollektives Führungsver-sagen» vor. Die Affäre habe dem Ansehen der Uni «erheblich geschadet». Die entlassenen Uni-Mitarbeiter und -Professoren Christoph Mörgeli und Iris Ritzmann sieht die Kommission in erster Linie als «Opfer».

Was bleibt? Was lehrt der Fall? Er weist weit über die konkreten Vorkommnisse hinaus. Erstens ist er ein Symptom für den Umgang mit einer politischen Minderheit. Die nachweisliche «Isolation» eines Universitätsinstituts aufgrund der missliebigen Parteimitgliedschaft eines einzelnen Mitarbeiters, der in der Folge weggemobbt und schliesslich auf Anordnung der dazu nicht befugten Bildungsdirektorin entlassen wird, stellt der grössten Schweizer Hochschule ein beschämendes Zeugnis aus. Offensichtlich ist sie weder fähig, in ihren Reihen abweichende Meinungen zuzulassen (daher «Isolation» aus «politischen Gründen»), noch sind ihre Führungsorgane stark genug, der anmassenden Einmischung der Bildungsdirektion zu widerstehen. Eine Institution, die erklärermassen zu geistiger Offenheit und Toleranz sowie zu selbständigem Denken und Handeln erziehen will, hat sich selber als intolerant und unmündig erwiesen (daher «kollektives Führungsver-sagen» und das Prädikat «über weite Strecken hilflos»).

### **Autonomie führt zu Unmündigkeit**

Das wirft zweitens die Frage auf, wie es mit der vielgepriesenen Autonomie der Hochschulen steht. Im Nachgang der 68er-Bewegung hielt an den Schweizer Universitäten die Selbstverwaltung Einzug. Die mögliche Einflussnahme der Politik wurde als Gefahr gesehen, ausserdem verstünden die Politiker zu wenig von der Wissenschaft, um ernsthaft mitreden zu können, so lauteten die Argumente.

Früher wählte der Regierungsrat die Professoren, auf Antrag der Fakultäten. Heute regelt die Universität Anstellungen und Entlassungen selber – meistens jedenfalls, wie der Fall Aeppli zeigt. Als Aufsichts- und Kontrollgremium wurde im Kanton Zürich der Universitätsrat installiert. Allerdings sitzt dort auch der amtierende Bildungsdirektor ein, sogar als Vorsitzender. Die Aeppli-Affäre zeigt die Problematik dieser Konstruktion: Uni-Rats-Präsidentin Aeppli kontrolliert Bildungsdirektorin Aeppli. Es klingt wie ein schlechter Witz, wenn der Universitätsrat im Bericht der Auf-sichtskommission dahingehend zitiert wird, «dass die Auflösung des Arbeitsverhältnisses [von Christoph Mörgeli, die Red.] geboten schien und keine Anhaltspunkte für politische Hintergründe vorliegen würden». Die Strippenzieher der Mörgeli-Entlassung – Regine Aeppli und Sebastian Brändli – erteilen sich selber die Absolution. Mehr noch: Sie können ihre Politik dank ihrer Doppelfunktion problemlos auch im Uni-Rat durchdrücken.

Die Autonomie der Uni ist eine Scheinautonomie, die nicht funktioniert, weil Verantwortungen verwischt werden. Die Selbstverwaltung wirkt offensichtlich nur sehr bedingt. Ironie der Geschichte: Mit dem neuen Modell haben einzelne Politiker – die Bildungsdirektoren – mehr Einfluss als je zuvor. Das ist, wie Figura zeigt, gefährlich. SP-Bildungsdirektorin Regine Aeppli konnte schalten und walten, wie sie wollte – von beiden Amtspul-ten aus –, und sich erst noch selber kontrollieren. Dem Missbrauch sind Tür und Tor geöffnet. Faktisch hat das Autonomieprinzip zu einer übermächtigen Stellung der Bildungsdirektion geführt.

### **«Durch den Willen des Volkes»**

Es wäre ernsthaft zu überlegen, ob eine Rückkehr zum alten System nicht besser wäre. «Durch den Willen des Volkes», steht über dem Westeingang der Zürcher Uni geschrieben. Die Bevölkerung will eine Universität. Sie zahlt dafür, dass Professoren ihr freies Forscherleben führen können. Allerdings gilt auch: Wer zahlt, befiehlt. Die Zürcher Universitäts-affäre wirft die Frage auf, ob man die Uni wirklich sich selber überlassen kann («kollektives Führungsver-sagen», «über weite Strecken hilflos»). Hätte der Gesamregierungsrat die Verantwortung, wären Aufsicht und Kontrolle demokratisch breiter abgestützt. Die unheilvolle Machtkonzentration beim Bildungsdirektor wäre zerschlagen. Unter dem Deckmantel der Autonomie herrscht die organisierte Verantwortungslosigkeit informeller Netzwerke. Die Politik bestimmt widerrechtlich im Hinterzimmer, ohne dafür geradestehen zu müssen. Vielleicht braucht es die demokratisch legitimierte Kontrolle durch den Gesamregierungsrat, damit an der Universität wieder Gesinnungsvielfalt gedeihen kann. ○

## Das 13. Gebot

Von Henryk M. Broder — Die letzte Bastion des deutschen Nationalismus.



Es gibt Sätze, die keine Halb- wertszeit und kein Verfallsdatum haben. «Ich denke, also bin ich» zum Beispiel. Oder «Viel Lärm um nichts».

Die Lehre von Karl Marx kann man in einer Zeile zusammenfassen: «Das Sein bestimmt das Bewusstsein.» General Eisenhower kam mit drei Worten aus: «OK, let's go!»

Heute genügt eine Plattitüde, um sich einen Eintrag im grossen Buch der historischen Weisheiten zu sichern: «Der Islam gehört zu Deutschland» und «Nichts ist gut in Afghanistan» waren absolute Nullsätze, mit denen Christian Wulff und Margot Kässmann gesellschaftliche Debatten angestossen hatten, die mit einer Intensität geführt wurden, als hätten Archäologen im Altmühltal das elfte und zwölfte Gebot ausgegraben.

Jetzt hat die ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, die im Februar 2010 betrunken eine Ampel überfuhr und darauf von ihrem Amt zurücktrat, nachgelegt. In einem Interview mit der *Bild am Sonntag* sagte sie: «Einen gerechten Krieg kann es nicht geben. Selbst beim Zweiten Weltkrieg war es so, dass am Ende bei allen die Vernunft aussetzte. Da wurden Städte voller Flüchtlinge bombardiert oder die «Wilhelm Gustloff» mit Tausenden von Flüchtlingen an Bord versenkt. Da wird auch für die, die den Krieg für Gutes wollen, der Krieg zur zerstörerischen Kraft.»

Der Satz «Es gibt keinen gerechten Krieg» wird schon eine Weile von der deutschen Friedensbewegung propagiert. Jetzt ist er von einer Vertreterin jener Geistlichkeit abgesegnet worden, die vor kurzem noch bei Militäreinsätzen vorneweg marschierte. Und das genau zwei Tage nach dem 70. Jahrestag der Landung der Alliierten in der Normandie.

Was kein Zufall ist. Denn die Behauptung, es könne keinen gerechten Krieg geben, zielt nicht auf die militärischen Einsätze der USA in Afghanistan und im Irak, auch nicht auf jene in Korea und Vietnam, sie dient dazu, den Krieg gegen das Dritte Reich zu delegitimieren.

Die Friedensbewegung ist die letzte Bastion des deutschen Nationalismus. Und deswegen soll es nie wieder einen Krieg geben, den Deutschland verlieren könnte.

## Liquidität im Überfluss

Von Kurt Schiltknecht — Die Geldpolitik hat an Schlagkraft verloren. Daran tragen die Notenbanken die Hauptschuld. Ihre hektischen Aktivitäten werfen mehr Fragen auf, als sie beantworten.

Die Geschichte zeigt: Je mehr über die Geldpolitik einer Notenbank geschrieben und geredet wird, desto schlechter ist sie. Bei einer guten Geldpolitik kennt die Wirtschaft die Zielsetzungen und die nächsten Schritte. Anders bei der amerikanischen und europäischen Geldpolitik. Niemand weiss, was die Notenbanken in den nächsten Jahren tun und welche Wirkungen die bisherigen Massnahmen haben werden. Man weiss nur, dass, solange Liquidität in die Wirtschaft gepumpt wird, bis das Wirtschaftswachstum anspringt, die Arbeitslosigkeit sinkt und die Teuerung steigt.

Früher war die Geldpolitik das wirksamste Instrument zur Beeinflussung des kurzfristigen Wirtschaftswachstums. Kleine Änderungen der Bankenliquidität reichten aus, um das Wachstum und die Inflation zu beeinflussen. Das ist heute nicht mehr der Fall. Seit dem Ausbruch der Bankenkrise vor acht Jahren wird das Bankensystem mit immer mehr Liquidität überschüttet. Die Wirkungen sind bescheiden. Die Geldpolitik scheint an Schlagkraft verloren zu haben. Daran tragen die Notenbanken die Hauptschuld. Ihre hektischen Aktivitäten werfen mehr Fragen auf, als sie beantworten.

Wann und in welchem Umfang wird die Liquidität wieder abgeschöpft? Was passiert mit der Inflation, wenn die Liquidität nicht mehr bei den Banken herumliegt, sondern in die Wirtschaft fliesst? Wie reagieren die Zinsen und die Wirtschaft, wenn es Inflation gibt und die Liquidität abgeschöpft wird? Was machen die Notenbanken mit ihren risikoreichen Wertpapieren, die sie zur Stabilisierung des Bankensystems gekauft haben? Wie lange sorgt die Europäische Zentralbank (EZB) dafür, dass die Risikoprämien der Staatsanleihen der überschuldeten Länder relativ niedrig bleiben? Solange es darauf keine Antworten gibt, bleibt die Unsicherheit gross. Deshalb erstaunt es nicht, dass die niedrigen Zinsen die Unternehmen nicht zu höheren Investitionen verleiten können.

### Schlechter Trost für Sparer

Im Gegensatz zur EZB könnte und müsste das Federal Reserve Board angesichts des Wirtschaftsaufschwungs der Wirtschaft mehr Sicherheit über den künftigen geldpolitischen Kurs geben. Für die EZB ist die Situation wegen der durch die Einführung des Euro ausgelösten Wirtschafts- und Schuldenprobleme komplexer.

Vor allem die unterschiedliche Wirtschaftslage in Nord- und Südeuropa ist eine grosse Herausforderung. Die südeuropäischen Staaten leiden unter mangelnder Wettbewerbsfähigkeit. Zudem belasten neben den Staatsschulden auch die riesigen Auslandsschulden des privaten Sektors die Wirtschaft. Für die südeuropäischen Länder ist im Moment die Refinanzierung der privaten Auslandsschulden schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Dies wirkt sich auf die Kreditvergabe aus. Der Spielraum der südeuropäischen Banken für die Gewährung neuer Kredite ist eng geworden. Darunter leiden vor allem kleine und mittlere Unternehmen. Die Chancen für einen Wirtschaftsaufschwung stehen unter solchen Verhältnissen schlecht.

### Die zwei Massnahmen der Zentralbank

Die EZB hat die Probleme erkannt und zwei weitere Massnahmen beschlossen. Künftig kann die EZB auch Wertpapiere kaufen, die durch Kredite

an Unternehmen, insbesondere an kleine und mittlere Unternehmen, gesichert sind. Ausserdem können sich die Banken bei der EZB vierjährige Kredite zu einem Zinssatz von 0,25 Prozent beschaffen. Sie müssen allerdings nachher belegen, dass sie für Kredite an private Unternehmen gebraucht wurden. Mit der Laufzeit von vier Jahren will die EZB der Wirtschaft die

Sicherheit geben, dass noch lange an der expansiven Geldpolitik festgehalten wird.

Ob die neuen Massnahmen zur erhofften Belebung führen, bleibt abzuwarten. Die Möglichkeit, dass in erster Linie die Unternehmen in den wirtschaftlich einigermaßen gesunden Ländern davon profitieren, ist nicht auszuschliessen. Vielleicht haben aber auch wieder mehr Unternehmen in den überschuldeten Ländern eine Chance, günstige Kredite zu erhalten. Das Problem, wie diese ihre Wettbewerbsfähigkeit wieder zurückgewinnen können, ist allerdings mit der Möglichkeit, einen Kredit zur erhalten, noch nicht gelöst.

Mit den neuen Massnahmen hat sich das Zinsproblem der Sparer noch verschärft. Es ist ein schlechter Trost, dass sich die Banken dank der niedrigen Zinsen wirtschaftlich erholen können. Wenn die Notenbanken von den Sparern ein solches Opfer erwarten, sollten sie auch dafür sorgen, dass die Bankmanager keine Boni und die Aktionäre keine Dividenden mehr erhalten, bis sich die Wirtschaftslage normalisiert hat.



# Modi will Indien «thatcherisieren»

Von Hansrudolf Kamer — Die Amtseinsetzung in Delhi war unerwartet grandios. Wirtschaftsentwicklung und nationales Selbstbewusstsein sind Modis Strategie, sonst mehr Kontinuität als Transformation.



Zuerst Toiletten, dann Tempel», hatte der grosse Wahlsieger, Narendra Modi, im Wahlkampf versprochen. Seine Vereidigung in Delhi war dann weit weniger lapidar. Sie war die glanzvollste seit der

Unabhängigkeit von den Briten 1947: mehr als 4000 Gäste, unter ihnen der Erzfeind Nawaz Sharif aus Pakistan. Der Teeverkäufer Modi hat seine Regentschaft mit einem Paukenschlag begonnen.

Der Sieg seiner Bharatiya Janata Party (BJP) bringt ein weiteres grosses Land in Asien unter die Führung eines konservativen, veränderungswilligen Nationalisten, der sich nicht scheut, populistische Mittel zu verwenden. Wie Japan und China – sowie auch Russland – will Modi einen politischen Kurs steuern, der Indiens innere Verfassung stärkt und die nationalen Interessen gegen aussen besser durchsetzt.

## Enttäuschte Intellektuelle

Modi sieht sich – natürlich – übergrossen Erwartungen gegenüber. Es sind in erster Linie wirtschaftliche, dann aber auch gesellschaftliche. Für viele Indier verkörpert er die Hoffnung, dass sich das Potenzial des Subkontinents endlich entfaltet. Zwei Drittel der riesigen Bevölkerung warten darauf, dass sie aus wirtschaftlicher Bedrängnis und Abhängigkeit befreit werden.

Wie er das anpacken könnte, hat er im Staat Gujarat mit sechzig Millionen Einwohnern gezeigt. Unter Modi betrug das jährliche Wirtschaftswachstum zehn bis vierzehn Prozent. Ausländische Investoren investierten. Die Wasserkraft wurde ausgebaut und die Elektrizität universell zugänglich gemacht, was wiederum der Landwirtschaft zugutekam. Der Agrarsektor wuchs noch schneller als der städtisch-industrielle. Der Entwicklungserfolg war augenfällig und vor allem dauerhaft.

Auch Modis Vorgänger von der Kongresspartei, Manmohan Singh, hatte zuerst als Finanzminister mit Reformen beachtliches Wirtschaftswachstum generiert. Dann wurde er zurückgepfiffen und, ferngesteuert von der Parteizentrale, in den lähmenden Kollektivismus der Nehru-Gandhi-Dynastie zurückgetrieben.

Modi hat das Mandat, die Erfahrung und die Überzeugung, sein Land wieder in Gang zu bringen. Er will Indien «thatcherisieren», wie er sagt. Die neue Regierung hat 45 Minister. Doch als die Kongresspartei 2009 ihre letzte Exekutive zusammenstellte, waren es nicht weniger als 79. Auch in Modis schlankere Equipe gibt es noch überlappende Zuständigkeiten: Drei Minister für den Nahrungsmittelsektor sind zu viele, sie sind potenzielle Totengräber einer Agrarreform. Ähnlich überbesetzt ist das Verkehrswesen.

Wachstumskräfte entfalten sich nur, wenn der Staatsapparat entrümpelt wird. Unter umständlichen Regulierungsverfahren und mangelnder Effizienz leiden nicht nur ausländische Investoren, sondern auch die Bevölkerung. Sie erwartet von Modi eine wirksame Bekämpfung der Preissteigerungen und der Korruption. Sie will bessere Eisenbahnen, Strassen und einen funktionierenden Flugverkehr.

Nur eine entschlossene Führung kann das natürlich gewachsene Dickicht durchdringen. Der neue Finanz- und Verteidigungsminister, zugleich der zweite Mann hinter Modi, Arun Jaitley, traf an seinem ersten Amtstag mit dem Zentralbankchef Raghuram Rajan zusammen. Dieser steht im Ruf, ein überzeugter Inflationsbekämpfer zu sein. Er braucht Rückenstärkung, um die Teuerungsspirale zu brechen.

Viele enttäuschte Intellektuelle sehen in Modi einen verkappten Hindu-Chauvinisten mit faschistischen Neigungen, haargenau so, wie er von der Kongresspartei maliziös porträtiert worden war. Er steht dem Rashtriya Swayamsevak Sangh nahe, einer nationalistischen Kadertruppe, die seit 1925 in der indischen Politik mitmischt und von der Überlegenheit der Hindu-Kultur überzeugt ist.

Das Wahlprogramm der BJP enthält ebenfalls Sprengstoff: den Bau des umstrittenen Ram-Tempels in Ayodhya, die Abschaffung der verfassungsrechtlichen Sonderstellung für Jammu und Kaschmir sowie ein einheitliches Zivilrecht, das Privilegien religiöser Minderheiten beschneiden könnte.

## Das Erbe der Briten

Wahlprogramme und Wirklichkeit sind auch in Indien selten deckungsgleich. Das war schon zu Kongress-Zeiten so, und Modi hat den Hindu-Nationalismus nicht erfunden. Von seiner Wachstumspolitik würden die Muslime, die zu den ärmeren Bevölkerungsgruppen zählen, speziell profitieren. Gegenüber dem militanten Islam dagegen, der Hindus, Christen und Juden nicht nur verachtet, sondern bedrängt, wird er wohl eine härtere Gangart einschlagen.

Indien hat von den Briten ein leidlich akzeptables Rechtssystem und eine Weltsprache geerbt, die es nutzen kann. Der Föderalismus kann Modis Wachstums-Drive hemmen, ihn aber auch fördern. Sicher will er die Gunst der Stunde nutzen und den Schwung aus dem Wahlsieg mitnehmen. Diese Chance hat er: Indien ist weder ein alterndes Japan noch ein überfordertes China oder gar ein reformresistentes Russland. Es hat viel Luft nach oben.



Einheitliches Zivilrecht: Indiens Premier Modi (sitzend).

Mörgeli

## Heiliger Marx der Zweite

Von Christoph Mörgeli

**E**r macht seinem zweifelhaften Namen zweifelhafte Ehre: Kardinal Reinhard Marx, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, hat vor Beginn des Katholikentags in Regensburg zur Überwindung des Kapitalismus aufgerufen: «Wir müssen über die Neubestimmung der Gesellschaft und des Staates auf globaler Ebene diskutieren, über den Kapitalismus hinausdenken, denn Kapitalismus ist nicht das Ziel, sondern wir müssen ihn überwinden.» So weit der heilige Marx der Zweite, der als Münchner Erzbischof das angenehme Leben eines wohlgenährten Kirchenfürsten führt.

Ähnlichen Unsinn hätte man von einem Papst Johannes Paul II. nicht vernommen. Denn der polnische Ex-Kardinal Wojtyla wollte nicht den Kapitalismus, sondern den Kommunismus überwinden. Weil er erlebt hat, welche Katastrophe der reale Sozialismus für die Bedürfnisse der Menschen wie für die Verkündigung des Glaubens bedeutete. Der heutige Papst Franziskus kämpft mit Recht gegen die Armut, aber auch gegen den Marxismus. Auch Marxens Vorgänger in München, Joseph Ratzinger, war viel zu klug, um zu verkennen, dass kein Wirtschaftssystem den Menschen so viel Wohlstand bringt wie der Kapitalismus. Obendrein hat die Marktwirtschaft zu grösserem Glück, höherer Lebenserwartung, mehr Demokratie und Freiheiten geführt.

Bei etwas Nachdenken würde selbst Kardinal Reinhard Marx einsehen: Auf Dauer konnten sich unter den Tausenden von Religionsstiftungen nur jene durchsetzen, die in ihrer Morallehre Privateigentum, Vertragsfreiheit und Rechtssicherheit vertraten – also die klassischen Erfolgssäulen des Kapitalismus. Zur Entwicklung unserer menschlichen Kultur hat der religiöse Glaube Enormes beigetragen. Kaum weniger aber verdankt sie dem kapitalistischen System.

Es gehört zu den grossen Torheiten unserer Zeit, dass Popsänger, Fussballspieler, Romanschreiber, Jungsozialisten und geistliche Eminenzen in roten Gewändern über Sachenschwätzen, von denen sie keine Ahnung haben. Zum Beispiel über die Überwindung des Kapitalismus. Als Alternative bliebe nur der allmächtige Staat und die Vernichtung jeder Freiheit. Zum Glück hat kaum jemand Karl Marx gelesen. Zum Glück hat kaum jemand Reinhard Marx gehört. Der oberste Katholik des im Kapitalismus wiedervereinigten Deutschland ist wahrlich kein Kirchenlicht. Sondern ein Kirchenirrlight.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Keine Extra-Luxemburgerli

Von Peter Bodenmann — Die Wahl von Jean-Claude Juncker wäre ein Glücksfall für die Schweiz.



Tipps aus Brüssel: Europa-Politiker Juncker.

**I**n Thailand haben die Rothemden eine stabile Mehrheit. Sie gewinnen alle Wahlen. Nicht weil sie mit sauberen Westen kompetent regieren. Sondern weil sie schlicht und einfach etwas mehr für die armen und verarmten Thailänder machen als ihre Gegner.

Die politische Rechte Bangkoks wollte deshalb keine Neuwahlen. Sie kämpfte erfolgreich für einen Militärputsch, der die demokratisch gewählte Regierung wegfegte. Deren Exponenten schmoren in Gefängnissen. Null Empörung weltweit.

In Ägypten gewannen die Muslimbrüder die letzten demokratischen Wahlen. Zwei Jahre später probte die Jugend den Aufstand gegen die Bärtigen, weil diese wirtschaftlich nichts bewegten. Die Armee nutzte den Aufstand, um faktisch ein Militärregime zu errichten. Tausende von politischen Gegnern – unter ihnen auch Mursi – wurden in erster Instanz zum Tode verurteilt. Jetzt liess sich Abdel Fattah al-Sisi zum Kaiser krönen. Erleichterung weltweit.

Die politische Rechte entwickelt weltweit eine neue Kultur. Sie kehrt zurück zu jener Politik, die sie nach dem Zweiten Weltkrieg pflegte. Salazar, Franco und die griechischen Obristen lassen grüssen. Legal, illegal, total egal.

Europa hat ein neues Parlament gewählt. Alle relevanten politischen Kräfte stiegen mit je

einem eigenen Spitzenkandidaten ins Rennen. Das Versprechen: Der Gewinner werde Kommissionspräsident. Sozialdemokrat Schulz verlor gegen Christdemokrat Juncker.

Nach der Wahl geriet Juncker in einen – von vielen Medien mitgetragenen – Shitstorm. Der Höhepunkt: Der britische Premier Cameron droht mit dem Austritt Grossbritanniens aus der EU, wenn der Luxemburger gewählt werde. Die eiskalte Angela Merkel wartet, bis feststeht, wer von beiden die schlechteren Karten hat.

Das Paradox: Jene, die immer mehr Demokratie von der EU fordern, sind nicht bereit, das Resultat der Wahlen zu akzeptieren. Dies im Gegensatz zu Alexis Tsipras von der recht erfolgreichen griechischen Linken links der Sozialdemokratie.

Für die Schweiz wäre Juncker ein Glücksfall. Niemand würde im Ernst weiter behaupten können, kleine Länder und ihre Politiker hätten in der EU nichts zu sagen. Juncker würde uns in den zwei wichtigsten Landessprachen erklären, warum es in Sachen Personenfreizügigkeit für die Schweiz leider keine Extra-Luxemburgerli geben kann. Und dass wir EU-kompatibel die Zuwanderung steuern können. Entweder über mehr Produktivität oder mittels weniger Wirtschaftswachstum.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Das Fairnessprinzip

Von Kurt W. Zimmermann — Eine kleine Einführung in die journalistische Technik. Heute: Die Kunst des fairen Fertigmachens.

Nehmen wir zum Beispiel Nationalrat Hugo Hugentobler. Sie wissen schon: Hugo Hugentobler, den notorischen Kinderschänder.

Bekanntgemacht hatte den Fall die «Rundschau». Sie bezog sich auf eine anonyme Quelle. Die anonyme Quelle sagte, bei Hugentobler laufe eine Abklärung. Man kläre ab, ob Hugentobler Kinderpornografie im Internet bezogen habe.

Damit war der Fall klar. Hugentobler war ein notorischer Kinderschänder. Im Bericht der «Rundschau» kamen vor allem Hugentoblers politische Gegner zu Wort. Sie forderten sofortige Konsequenzen wie Rücktritt und Parteiausschluss.

Nach dem TV-Bericht, zwanzig Minuten lang, kam im Studio auch Hugentobler zu Wort.

«Was sagen Sie dazu, ein notorischer Kinderschänder zu sein?», fragte der Moderator im Studio.

Hugentobler, sichtlich erregt, sagte: «Das ist nicht wahr. Ihre Darstellung trifft nicht zu.»

«Sie sind sichtlich erregt», stellte nun der Moderator fest, «was haben Sie zu verbergen?»

Das Gespräch im Studio dauerte fünf Minuten. Dann kam die Abmoderation. «Danke, Herr Hugentobler, für das Gespräch», sagte der Moderator, schaute ernst in die Kamera und sagte: «Es geht hier um einen Fall von Kinderschändung. Wir bleiben an diesem Fall dran.»

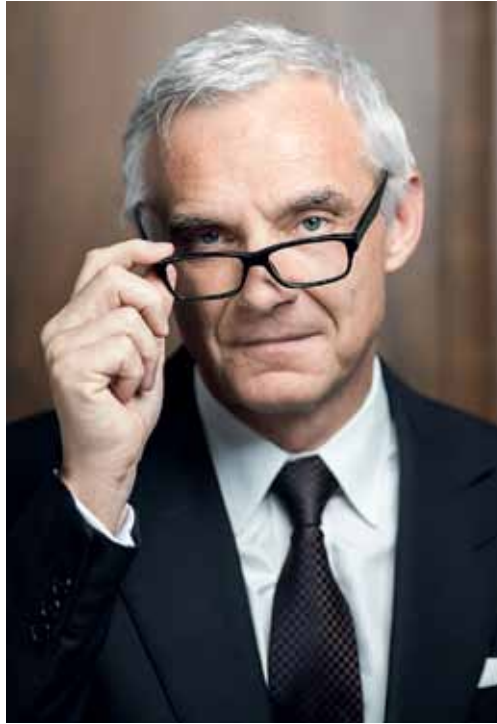
Das war fair.

Das wohl wichtigste Prinzip der Medien ist das Fairnessprinzip. Es ist das Gebot, beide Seiten anzuhören, den Ankläger wie den Angeklagten. «Audiatur et altera pars» steht etwas geschwollen in der Berufscharta der Journalisten. Das Fairnessprinzip sei ihre ethische Leitlinie, rühmt sich die Branche.

Das Gegenteil ist wahr. In Wirklichkeit ist das Fairnessprinzip die übelste Waffe publizistischer Destruktion. Es ist der Freibrief zum Fertigmachen.

Wir haben das in der letzten Zeit immer wieder beobachten können. Die Medien dürfen CS-Präsident Urs Rohner seitenlang und stundenlang vorwerfen, er habe von den Machenschaften in den USA gewusst. Sie dürfen es, ohne Belege zu liefern. Ethisch genügt es, wenn Rohner zu den Anschuldigungen am Schluss sagen darf: «Ihre Darstellung trifft nicht zu.»

Die Medien dürfen Bundesrat Johann Schneider-Ammann seitenlang und stundenlang vorwerfen, er habe auf Jersey Steuern hinterzogen. Sie dürfen es, ohne Belege zu liefern.



Seitenlange Vorwürfe: CS-Präsident Rohner.

Ethisch genügt es, wenn Schneider-Ammann zu den Anschuldigungen am Schluss sagen darf: «Ihre Darstellung trifft nicht zu.»

Die Opferliste des Fairnessprinzips ist lang. Sie reicht von Ueli Maurer über Eveline Widmer-Schlumpf und Sergio Ermotti bis zu Ivan Glasenberg – wir könnten Dutzende weitere Beispiele nennen. Alle Angeklagten durften sich von Journalisten aufs übelste diffamieren lassen und am Schluss dazu sagen: «Ihre Darstellung trifft nicht zu.»

Mit dem Fairnessprinzip sind Journalisten jederzeit aus dem Schneider. Sie können Kübel von Schmutz über ihre Zielobjekte giessen, ohne es mit konkreten Beweisen zu unterlegen. Hauptsache ist, die Zielobjekte dürfen am Schluss die Kübel von Schmutz dementieren.

Ein Beispiel in eigener Sache: In meinem Nachrichtenmagazin in Südtirol haben wir im letzten Herbst den Regierungschef heftig angegriffen. Wir warfen ihm vorteilhafte Immobiliendeals zu seinen eigenen Gunsten vor. Natürlich baten wir ihn zu unserer Story um eine Stellungnahme.

Er weigerte sich. «Ihr werft mir vor, ich sei ein Dieb», sagte er, «und dann soll ich öffentlich bekennen, ich sei kein Dieb. Wisst ihr, was dann die Leute denken?»

Ich glaube, unsere Story damals war eine gute Story. Aber ganz unrecht hatte der Regierungschef nicht.

# Retterbabys

Von Beatrice Schlag — Wenn ein Wort den Kopf ausbremst.

Präimplantationsdiagnostik, kurz PID, gibt es seit 24 Jahren und ist inzwischen in vielen europäischen Ländern erlaubt. Noch gehört die Schweiz nicht zu ihnen. Warum,



ist rational schwer einsehbar. Denn die Selektion von Föten findet legal in der Schweiz seit langem statt. Und eine künstlich befruchtete Eizelle im Labor auf Krankheiten zu untersuchen, bevor sie eingesetzt wird, erspart der künftigen Mutter die sehr viel aufwendigere und nicht ganz risikolose Fruchtwasseruntersuchung, die schwangeren Frauen über 35 seit Jahren empfohlen wird. In der Schweiz entscheiden 92 Prozent aller Paare auf Abtreibung, wenn beim Fötus Trisomie 21 diagnostiziert wird. Verlässlich sind die Tests erst zwischen der 18. und der 22. Schwangerschaftswoche, wenn eine Abtreibung durch Absaugen nicht mehr möglich ist. Eine Fehlgeburt muss eingeleitet werden. Über die für alle Beteiligten belastende Praxis gibt es im Gegensatz zur PID keine politischen Debatten.

Erfreulicherweise hat der Nationalrat, im Gegensatz zum Ständerat, letzte Woche die PID mit grosser Mehrheit zur Annahme empfohlen. An einem Verbot will auch er festhalten: Retterbabys sollen nicht erlaubt werden. Wer setzt ein solches Wort in die Welt und erlaubt sich, in diesem Zusammenhang von menschlichen Ersatzteillagern zu reden? Man versetze sich in die Eltern eines Kindes mit schwerer Erbkrankheit, das durch die Geburt eines Geschwisters gerettet werden könnte, aber in der Schweiz nicht gerettet werden darf. Denn die entsprechende PID, die klären könnte, ob die Zellen von Empfänger und potenziellem Spender verträglich sind, soll nach Meinung beider Räte verboten bleiben. Warum? Weil Kinder nicht instrumentalisiert werden sollen, sagen die Gegner.

Als würden Kinder nicht längst instrumentalisiert. Manche sollen das Erbe sichern, andere den Eltern hoffentlich über eine Ehekrise hinweghelfen oder als Potenzbeweis eines alternden Vaters dienen. Werden sie deswegen weniger geliebt, wenn sie auf die Welt kommen? Nennt sie jemand Retterbabys? Es gibt tausend Motive, ein Kind zu machen. Dass seine Geburt ein anderes Kind retten könnte, ist leichter verständlich als viele andere.

«Wie autoritär die EU auch agieren mag, sie unterhält keine Vernichtungslager.» *Frantz Norbert*



«Bitte die Proportionen wahren»: Napoleon, Mussolini, Hitler, Schuman, Juncker (v.l.).

**Inakzeptabel**

Zum Titelbild der letzten *Weltwoche*

Es stimmt, dass sich die EU zum bürokratischen, alles verschlingenden Unding fehlentwickelt hat. Es stimmt auch, dass Jean-Claude Juncker zu den prominenten Akteuren dieses undemokratischen Brüsseler Beamtenmolochs gehört. Aber es ist inakzeptabel, dass er auf der Titelseite in eine Reihe gestellt wird mit den Massenmördern Hitler und Mussolini. Und wie autoritär die EU auch agieren mag, sie unterhält keine Vernichtungslager, und wer diese EU kritisiert, der wird auch nicht in die Gaskammer geschickt. Wenn die *Weltwoche* weiterhin zu den seltenen lesenswerten Zeitungen gehören will, dann bitte recht kritisch bleiben, nicht mit der Masse der sich den Politikern anbietenden Medien heulen, aber bitte die Proportionen wahren.

*Frantz Norbert, Bergem (Luxemburg)*

Mit dem Titelbild drücken Sie aus, was vielen schon lange aufgefallen ist. Alle fünf abgebildeten Persönlichkeiten hatten das gleiche Ziel: ein Europa vom Ural bis zum Atlantik. Und jedem war bewusst, dass ein solches riesiges Reich nur in Form einer Diktatur mit rigoroser Vereinheitlichung und Unterdrückung der Nationen möglich ist. Napoleon wurde durch Russland gestoppt, Mussolini und Hitler durch die Alliierten und Russland gemeinsam. Wer stoppt die EU?

*Max Salm, Umiken*

**Gefährlicher Titel**

Nr. 23 – «Lob des Nationalen»; Thierry Baudet über die EU

Ein gefährlicher Titel: Wohin nationales Denken führt, das ein Staatswesen als ethnische Gemeinschaft begreift, sieht man in aktuellen und alten Konflikten auf der ganzen Welt. Wir sind doch keine Stammesgesellschaften mehr! In der heutigen Zeit der technischen Völkerwanderungen schon gar nicht. Die jetzigen europäischen Länder haben zwar nationalistische Ursprünge, viel wichtiger ist aber, dass sie alle, ohne Ausnahme, von ihrer Verfassung her demokratische Rechtsstaaten sind. Die mit vielen Opfern an lokalen Eigen- und Freiheiten gegründeten Nationalstaaten sollten ihre Rechtsordnung verteidigen, die von illegalen «Richtlinien» der EU unterhöhlt wird. Nationale Aufrüstung bringt nur erhitzte Gemüter und nützt gegen die absolutistischen Vorschriften der Brüsseler Institutionen gar nichts.

*Verena Guran-Fierz, per E-Mail*

**Längst überholter Bericht**

Nr. 23 – «Das Erbe des Geheimgenerals»; Urs Paul Engeler über Efreem Cattelan

Wir gönnen Urs Paul Engeler den Stolz und die Freude über seinen grössten journalistischen Erfolg, die Enttarnung von Oberst Efreem Cattelan als Chef der Kaderorganisation

für den Widerstand im feindbesetzten Gebiet P-26. Schon bald hat er gemerkt, dass die freundliche Sachlichkeit des unaufgeregten Offiziers und Juristen sich schlecht eignet, aus ihm einen gefährlichen und putschbereiten Schlapphut zu machen. Darum geht er in seinem Nachruf auf «Rico» mit der Person Cattelan sorgsam um.

Dennoch hätte sich Efreem Cattelan wie alle ehemaligen Frauen und Männer der P-26 über den Artikel geärgert, weil UPE sich von seinen liebgewordenen Feindbildern von 1990 auch heute noch nicht lösen kann. Er stützt sich immer noch auf den durch die Forschung längst überholten Bericht der PUK EMD von 1990. Eine gutbenotete Lizentiatsarbeit an der Uni Zürich, eine Doktorarbeit, zwei Seminararbeiten und fünf Diplomarbeiten von forschenden Maturanden sind aufgrund neuer Quellen zu einer ganz anderen Sicht der Widerstandsstruktur P-26 gekommen.

Wir verzeihen UPE sein Beharren auf überholten Feindbildern, weil er der wohl brillianteste politische Journalist unseres Landes mit grossen Verdiensten ist.

*Felix Nöthiger, Militärhistorische Stiftung des Kantons Zürich*

**Immer ist Amerika schuld**

Nr. 23 – «Amerika dankt ab»; Urs Gehrig über Barack Obama

Ein undankbarer Artikel über die heutige amerikanische Weltpolitik. Wie immer kritisieren wir Amerika, was auch immer dieses mächtige Land unternimmt oder unterlässt. Haben wir vergessen, dass uns Amerika in zwei Weltkriegen gerettet und im Kalten Krieg vor der Sowjetunion beschützt hat?

*Marco Brenni, per E-Mail*

Nach längerer Abwesenheit aus der Schweiz (ich wohne als Auslandschweizer in Texas) stelle ich fest, dass die *Weltwoche* stärker denn je ist und den Nagel wirklich auf den Kopf trifft. Übrigens: Obama hat in seiner Rede in West Point den Vergleich mit dem Hammer einem ehemaligen General aus dem Vietnamkrieg in abgeänderter Form abgekupfert. Dieser General sagte damals, weil die Militärs von den Politikern keine oder mangelhafte Unterstützung erhielten, sinngemäss: «Wenn man nur einen Hammer als Werkzeug zur Verfügung hat, sieht bald alles wie ein Nagel aus.» Aber nochmals: Machen Sie so weiter. Sie machen die beste Zeitung, die es zu lesen gibt.

*Fredi Kriftner, Abilene (USA)*

**Brisantes Thema**

Nr. 23 – «Wie finanziere ich meine Zukunft?»; Vorsorge-Beilage der *Weltwoche*

Gratuliere, Ihre Beilage zur Altersvorsorge greift ein brisantes Thema auf. Eine emotions-

lose, nüchterne Analyse deckt unser Dilemma schonungslos auf: weniger Kinder – später in den Beruf, früher raus, länger leben, länger Rente beziehen. Wenn wir das nebeneinanderlegen, müssen wir nicht Mathematik studiert haben, um zu begreifen, dass diese Rechnung nicht aufgehen kann. Und last, but not least müssen wir uns langsam schon bewusst werden, dass die meisten Industriestaaten seit Jahren nicht mehr das erwirtschaften, was unsere Art zu leben kostet.

Willy Burgermeister, Romanshorn

### Staatsgläubige Kritik

Nr. 23 – «Was vom Service public übrigbleibt»; Rico Bandle über die SRG

Trotz der vernichtenden Kritik an den Radio- und Fernsehgebühren bezeichnet Rico Bandle die lancierte Volksinitiative zur Abschaffung der Billag-Gebühren (Nobillag.ch) als zu radikal, weil sie einen «abrupten Entzug der <Tagesschau> um halb acht oder der Satire am Sonntagabend» anstrebe. Klarstellung: Die Nobillag-Initiative will lediglich, dass sich die SRG selbst finanzieren muss. Sie fordert keine Abschaffung von gewissen Sendern oder Sendungen. Wenn eine Nachfrage nach der «Tagesschau» besteht, wird es sie auch ohne Zwangsgebühren weiterhin geben. Man stelle sich vor, der Staat stelle allen Bürgern Schuhe zur Verfügung und sammle dafür Zwangsgebühren ein. Falls dann jemand die Abschaffung dieser Schuhgebühren fordern würde, käme sofort der Einwand: «Aber dann gäbe es doch keine Schuhe mehr. In meiner Grösse sowieso nicht. Der Markt dafür ist doch viel zu klein!» Diese staatsgläubige Kritik wurde von der Realität des freien Marktes tausendfach widerlegt. Geben wir der Abschaffung der Billag-Gebühren eine Chance.

Olivier Kessler, Co-Präsident des Initiativkomitees der Initiative «Ja zur Abschaffung der Billag-Gebühren»

### Mit echter Neutralität nichts zu tun

Nr. 22 – «Steuergelder für Israel-Boykotteure» von Pierre Heumann

Die Überweisung von Geldern aus der Schweiz zur Unterstützung palästinensischer Organisationen erfolgt wohl aufgrund der Politik der «aktiven Neutralität». Dieser Begriff geht auf die Zeit zurück, da Frau Calmy-Rey als Aussenministerin dem EDA vorstand. Er bedeutet, dass die Schweiz beim Konflikt zwischen zwei Parteien entscheidet, welche im Recht sei, und diese in der Folge unterstützt. Die Ministerin bekräftigte diese Haltung mit einer symbolischen Handlung, indem sie auf das Grab des verstorbenen Palästinenserführers Arafat einen Kranz niederlegte.

Arafat hatte 1964 in einer Charta den Anspruch der arabischen Bevölkerung auf das

ganze britische Mandatsgebiet ohne jüdischen Staat festgelegt, an diesem Grundsatz trotz Friedensabkommen festgehalten und weitere tradiert. Der Aufruf zum Boykott von Produkten aus dem Westjordanland, die von Israel vermarktet werden, ist eine von vielen Methoden, Israel wirtschaftlich zu isolieren, wobei die dabei beschäftigten Palästinenser am meisten zu leiden hätten, weil sie um ihre Arbeit kämen. Was immer die Beweggründe für die aktive Unterstützung der Boykottkampagne sein mögen, politische oder moralische – mit echter Neutralität hat die «aktive Neutralität» nichts zu tun.

Doris Safra, St. Gallen

### Beeindruckend

Nr. 22 – «Deutschland»; Editorial von Roger Köppel

Meine Frau ist Schweizerin und Abonnentin der *Weltwoche*, ich deren regelmässiger Leser. Ihr Editorial über Deutschland hat mich beeindruckt: meinen Respekt und grosses Kompliment!

Ecke Demandt, per E-Mail

### Korrigenda

Im Artikel «Wenn es ernst wird, muss man lügen» (Nr. 23/14) über Jean-Claude Juncker steht fälschlicherweise, Juncker sei der «Louis XIV der EU». Natürlich sollte es «Louis XVI» heissen. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion



www.stellen-anzeiger.ch

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man anlässlich des 80. Geburtstags von Adolf Muschg dessen Bücher ins Altpapier geben? *David Reich, Wattwil*

Nur zu, lieber Herr Reich. Wenn mir auch Ihr Motiv verborgen bleibt. Sind Sie ein verspäteter Achtundsechziger, der die bürgerliche Bildung und alles zwischen zwei Buchdeckeln zum Teufel wünscht, ausser vielleicht die Marx-Engels-Gesamtausgabe? Neben Adolf Muschgs zugegeben raumgreifendem Gesamtwerk auch die gesammelten Bände des Deutschen Klassiker-Verlags? Herrschen in Ihrer Wohnung enge Verhältnisse? Oder wollen Sie etwa nur Platz schaffen für die Bücher, die vom unermüdlichen Muschg in dessen neuntem Jahrzehnt noch zu erwarten sind? Dessen Segen für Ihre Räumungsaktion setze ich voraus. Um Bücher zu entsorgen, muss man sie ja erst einmal besessen, im Extremfall sogar gelesen haben. Ist dem so, behalten Sie den «Roten Ritter», einen der schönsten Romane der letzten fünfzig Jahre. Er wird Ihnen bei wiederholter Lektüre wie neu vorkommen. *Peter Rüedi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Wie ich künstlich befruchtet wurde

Es war eine schwere Entscheidung. Ich habe sie nicht bereut. Im Gegenteil. Natürlich darf man sich beim Kinderwunsch medizinisch helfen lassen. Debatten gegen die Reproduktionsmedizin sind abwegig. Ich plädiere mit Überzeugung für die sogenannte In-Vitro-Fertilisation. *Ein Erfahrungsbericht von Zoë Jenny*

Es gibt wohl kaum einen existenzielleren Wunsch als denjenigen nach dem eigenen Kind. Zumindest in der Psychologie wird ein unerfüllter Kinderwunsch als eines der grössten Dramen des Lebens beschrieben. Das Phänomen war noch nie so brisant wie heute. Immer mehr Paare sind mit Infertilitätsproblemen konfrontiert. Die Gründe dafür mögen zahlreich sein. Ein Faktor ist, dass immer ältere Frauen Kinder bekommen wollen. Das Durchschnittsalter bei Erstgeburten liegt heute bei 31,6 Jahren, vor zehn Jahren lag es bei 30,1 Jahren. Es ist aber nicht immer so leicht, den medizinischen Grund für Infertilität zu eruieren – in meinem Fall war es zum Beispiel so kompliziert, dass die medizinischen Befunde ganze Aktenordner füllten und verschiedene Ärzte völlig widersprüchliche Meinungen dazu hatten.

Es war zermürend. Aber am schlimmsten war es, das Gefühl der Sinnlosigkeit zu ertragen. Fast hätte ich mich mit 36 schon mit der Tatsache eines kinderlosen Lebens abgefunden. Vielleicht war es Glück, dass ich zu der Zeit, als der Kinderwunsch am stärksten war, in London lebte, wo sich eine der besten Fertilitätskliniken der Welt befindet. Zumindest wollte ich die Gewissheit haben, alles versucht zu haben, auch wenn ich Angst hatte vor der psychischen, nervlichen und finanziellen Belastung. Ich wusste, dass der ganze Aufwand umsonst sein könnte. Illusionen machte ich mir keine.

## Warteschlange bei der Blutabnahme

«Wenn nach drei Behandlungen kein Erfolg eingetreten ist, sinken die Chancen gegen null», erklärte mir der aus Ägypten stammende Oberarzt Dr. Mohamed Taranissi, der 1995 die Klinik gründete und seither in der Fertilitätsmedizin eine umstrittene Ikone ist. Der Querdenker und Eigenbrötler besucht grundsätzlich keine Konferenzen. Für die Patienten ist er ein Gott, der ihnen ihren grössten Wunsch erfüllt. Von anderen wird er gehasst und beneidet – er verdient rund 25 Millionen Franken im Jahr. Allerdings scheint ihn der Sozialneid wenig zu kümmern, er befindet sich nämlich praktisch 365 Tage im Jahr in seiner Klinik. Der Workaholic, der jeden Morgen zu Fuss zur Arbeit geht, sagt von sich selber, er habe noch nie einen Tag Ferien genommen. Seine Klinik ist sieben Tage pro Woche 24 Stunden geöffnet, die Patienten können zu jeder Zeit untersucht werden. «Timing is everything», das gilt ganz besonders in der Reproduktionsmedizin.

In der Harley Street in London, der Strasse mit den teuersten und besten Privatkliniken der Welt, wo ein grosses Angebot – vom Schönheitschirurgen bis zum Brustkrebspezialisten – vorhanden ist, verbrachte ich rund drei Monate meines Lebens. Wer sich auf eine Behandlung in dieser Klinik einlässt, wird für diese Zeit nichts anderes mehr tun können. Hier wird das, was für die meisten Menschen so leicht und selbstverständlich vonstatten geht, zu einem Fulltime-Job.

An der Réception lagen Broschüren von Alternativkliniken, die Hypnose, positives Denken und autogenes Training anbieten – als ob man den Patienten gleich klarmachen möchte: Für TLC (Tender Loving Care) geht

## Sie wurde hinausgeführt in ihr kinderloses Leben – wie zum Schafott.

man besser woandershin. Dafür ist man hier nicht zuständig, denn hier wird reproduziert. Und zwar mit überwältigendem Resultat: Bei 35-Jährigen liegt die Erfolgsquote bei 63,4 Prozent; bei über 40-Jährigen bei 41 Prozent. Damit ist sie dreimal hoch wie die der grössten Konkurrentin.

Für viele Patienten ist diese Klinik die Endstation. Eine Frau aus Abu Dhabi berichtete mir, sie habe schon dreizehn verschiedene Behandlungen in diversen Kliniken hinter sich. Sie sei für die Zeit der Behandlung mit ihrem Mann in ein Hotel in der Nähe eingezogen. Es sei ihre allerletzte Hoffnung.

Jede Patientin hatte ihr individuelles Programm. Man traf sich täglich: Morgens um 7.30 Uhr bildete sich eine Warteschlange vor der Klinik für die Blutabnahme auf nüchternen

nen Magen. Drinnen wartete man vor kleinen, mit Vorhängen verdeckten Kabinen. «Das Zimmer der Vampire», witzelte eine Frau. Als ich an der Reihe war, lagen siebzehn Spritzen auf dem Tisch. Ich dachte, der Haufen sei für mehrere Frauen gedacht. Nach der vierten Spritze wurde mir schwindlig, und ich fragte vorsichtig, ob das die letzte sei. Die Krankenschwester lächelte mich mitleidig an. «Seventeen, darling. Seventeen syringes, all for you!»

## Die Würde des Menschen gilt für alle

Etwas später hörte ich eine Stimme: «She is coming back.» Ich war vom Stuhl gerutscht und kurzfristig ohnmächtig auf dem Boden gelandet. Ein nasser Lumpen im Gesicht stellte mich wieder her. Ich biss für die nächsten dreizehn Spritzen auf die Zähne und studierte intensiv das Blumenmuster des Vorhangs. «Good girl», sagte die Krankenschwester noch, während sie mir aufmunternd auf die Schulter klopfte, und schon schlüpfte die nächste Patientin durch den Vorhang.

Nein, es ist nicht möglich, sich darauf vorzubereiten. Im Durchschnitt musste ich drei- bis viermal pro Tag in die Klinik, für Bluttests und Ultraschall. Oft verbrachte ich mehr Zeit in der Klinik als zu Hause. Im Aufwachraum, wo auch die Hormoninfusionen stattfinden, lag eine Frau neben mir, die plötzlich einen Weinkrampf bekam. Langsam wurde sie von der Krankenschwester hinausgeführt. Sie hatte die dritte Behandlung hinter sich. Erfolglos.

«Yes darling, it's very, very hard. I'm so sorry.» Sie wurde hinausgeführt in ihr kinderloses Leben – wie zum Schafott. Alle Frauen hoben ihre Köpfe und blickten ihr aus ihren Betten hinterher. Die Gedanken und die gemeinsame Angst lagen fast greifbar in der Luft: «Vielleicht bin ich die Nächste.»

Der Kinderwunsch entspringt einer existenziellen Tiefe. Menschen, die im Liebesgäusel Kinder zeugen, sind mir, ehrlich gesagt, suspekt. Es muss die Generation meiner Eltern gewesen sein, die von Romantik sprach, während sie im Marihuana-Rausch besinnungslos ihre Kinder zeugte, die dann irgendwie im Lebenstau dieser Selbstverwirklicher mitstrampelten und die sich um ihre Erziehung mehr oder weniger selber kümmern mussten. Trotzdem: Hervorragende Leute sind aus der Generation der Rauschkinder hervorgegangen – wie übrigens aus jeder Generation.

Ein Kind zu wollen, ist an sich nichts Romantisches. Oder ist ein Wunschkind, das in







«Der Kinderwunsch entspringt existenzieller Tiefe»: Autorin Jenny während ihrer Schwangerschaft, 2009.



*Demut und Dankbarkeit:* Zoë Jenny mit ihrer Tochter Naomi und Partner Manfred Iazzetta.



*Verquere Optik:* Kritikerin Lewitscharoff.



*365 Tage im Jahr:* Mediziner Taranissi.

einer Liebesnacht gezeugt wurde, mehr wert als eines, das – als Quickie in der Besenkammer à la Boris Becker – zwischen Tür und Angel gezeugt wurde? Nein, die Würde des Menschen ist unantastbar. Das gilt für jedes Leben, egal, wie es gezeugt wurde. Verwerflich ist es höchstens, die Moralleule zu schwingen, wie es gerade in letzter Zeit in beängstigender Weise geschieht: Die Zeugung eines Menschen ist jenseits von Gut und Böse.

### **Einfach zu gross und zu schön**

Immer wieder steht die Reproduktionsmedizin in der Kritik. Den Ärzten, die Paaren bei der Erfüllung ihres grössten Wunsches helfen, wirft man vor, Gott zu spielen und sich in die Natur einzumischen. Kürzlich sprach die deutsche Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff im Zusammenhang mit der Reproduktionsmedizin gar von «Halbwesen».

Man könnte solch unausgelegene Gedanken getrost als sektiererische Entgleisung stehen lassen. Bedenklich ist es, dass sie von der Trägerin des hochdotierten Büchnerpreises laut und wichtig von einem Rednerpult verkündet wurden. Es ist durchaus nicht harmlos, die Zeugung menschlichen Lebens mittels Reproduktionsmedizin prinzipiell zu verdammen und zu verurteilen. Bedeutet es doch nichts Geringeres, als Menschen, die auf diese Weise zur Welt gekommen sind, abzuwerten und gegen jene auszuspielen, die medizinische Hilfe nicht nötig hatten. Wer auf diese Weise sortiert und ausgrenzt, landet schnell bei der grausamsten aller Ideologien.

Aber auch, wer argumentiert, dass die Zeugung menschlichen Lebens nur auf natürlichem Weg geschehen dürfe und der Einsatz

### **Wer auf diese Weise sortiert und ausgrenzt, landet schnell bei der grausamsten aller Ideologien.**

moderner Medizin problematisch sei, verkennt die Tatsache, dass Medizin und Forschung per se ein Kampf gegen die Natur sind und schon immer waren. Die meisten Menschen wären ohne medizinische Hilfe mit dreissig schon tot – hingerafft von einem grippalen Infekt.

Mit moderner Medizin Leben zu ermöglichen, muss genau so legitim sein, wie es zu erhalten. Sonst müsste man konsequenterweise auch eine Herztransplantation verurteilen. Auch der Umstand, dass Menschen in der westlichen Welt heute eine Lebenserwartung von über achtzig Jahren haben, müsste in dieser verqueren Optik obszön erscheinen. Natürlich und normal ist es aber, sich die Möglichkeiten der modernen Medizin zunutze zu machen. Tatsächlich fühlte sich kaum etwas in meinem Leben so zweifellos richtig an wie die Geburt meines Kindes. Wie es zu diesem Kind gekommen ist, ist mir an-

gesichts des blühenden Lebens allerdings vollkommen gleichgültig.

Vier Millionen Kinder, darunter meine Tochter, sind inzwischen mit Hilfe von IVF (In-vitro-Fertilisation) auf diese Welt gekommen. Frau Lewitscharoff bezeichnet diese Menschen als «wissenschaftliches Weissnichts». Ahnungs-

## Wie es zum Kind gekommen ist, ist mir angesichts des blühenden Lebens vollkommen gleichgültig.

losigkeit ist denn auch die Grundlage von solchen Aussagen. So viel sprachliche Fahrlässigkeit kann man einer preisgekrönten Autorin schwer abnehmen, so wenig wie die halbherzige Entschuldigung, die auf ihre ungute Rede folgte.

Muss meine Tochter – wie diese Schriftstellerin glaubt – irgendwann, wenn ich ihr eines Tages erkläre, dass sie in einer Laborschale entstanden ist und dann in meine Gebärmutter eingeschleust wurde, automatisch zum Psychiater? Und all die anderen Millionen Kinder, die so gezeugt wurden? Halbwesen? Von Beginn an psychische Krüppel? Ich vermute etwas ganz anderes.

Frauen, die keine Kinder haben können oder die keine Kinder wollen (auch diese gibt es!), werden von der Gesellschaft immer noch als Halbfrauen oder, um es mit den Worten von Le-

witscharoff zu sagen, als «Halbwesen» angesehen. Lewitscharoff ist keine Mutter, und sie wird es wohl auch nicht mehr werden.

Es gibt gute Gründe, keine Kinder haben zu wollen. Ich musste mich auch mit dem Szenario eines kinderlosen Lebens auseinandersetzen. Auch das wäre ein sinnvolles Leben gewesen, wenn auch ein völlig anderes. Niemand hat ein Recht, Frauen, die keine Kinder haben, als unvollständig zu betrachten. Genauso absurd ist es, Menschen zu verurteilen, die keine Kosten und Mühe scheuen, Kinder zu bekommen, auf welchem Weg auch immer.

Mit Sicherheit sind Eltern, die ihre Kinder durch IVF bekommen haben, nicht die schlechtesten. Ganz im Gegenteil, diejenigen, mit denen ich noch in Kontakt bin, fallen im Umgang mit ihrem Nachwuchs durch eine enorme Demut und Dankbarkeit auf. Sie wissen, dass nichts selbstverständlich ist, am allerwenigsten das Leben selbst.

Wer behauptet, Kinder zu haben, sei egoistisch, hat offenbar keine. Nichts im Leben schränkt die eigenen Freiheiten mehr ein, doch zum Glück fühlt es sich nicht immer so an; weil es einfach zu gross ist und zu schön, dieses neue Leben begleiten zu dürfen. Und auch nach dem anstrengendsten Tag bleibt Dankbarkeit.

1978 kam das erste durch die IVF-Methode gezeugte Kind in England zur Welt. Louise Joy Brown ist heute selber Mutter eines Kindes,

das sie auf natürlichem Weg gebar. Interviews gibt die heute 44-jährige Mutter keine. Sie habe dazu nichts zu sagen, sie führe einfach ein ganz und gar normales Leben.

Unweigerlich wird die IVF-Methode in Zukunft nicht nur einfacher, sondern auch wesentlich günstiger sein, so dass immer mehr Menschen Zugang dazu haben werden. Skeptikern und den Lewitscharoffs zum Trotz werden ganze Generationen dank der modernen Reproduktionsmedizin auf diese Welt kommen und in ihr heranwachsen.

Es ist undenkbar, dass eine Rede wie diejenige von Frau Lewitscharoff in zwanzig Jahren noch so gehalten werden kann. Denn dann wird man davon ausgehen müssen, dass im Publikum Menschen sitzen, die mittels der von ihr verpönten IVF-Methode gezeugt worden sind.

Heute sprechen Kritiker der Reproduktionsmedizin und Moralisten im Wesentlichen von kleinen Kindern, die bereits im Kindergarten sind oder sich noch zu Hause bei ihren Eltern befinden. Sie werden sich aber schon bald jenen direkt stellen müssen, von denen sie behaupten, «Halbwesen» zu sein. In nicht allzu ferner Zukunft werden diese in die Politik gehen, unsere Welt mitgestalten, Bücher schreiben und vielleicht sogar – wie Sibylle Lewitscharoff – den Büchnerpreis gewinnen. Man darf gespannt sein, was sie dereinst so alles über unsere Welt zu berichten haben. ○

# Kambodscha & Vietnam

## Höhepunkte dieser Rundreise:

*Siem Reap: Nationalmuseum, Aussenbesichtigung Beat Richner Kinderspital, Bootsfahrt auf Tonle Sap See, Tempelanlage Angkor Wat – Phnom Penh: Königspalast, Silberpagode, Heiligtum Wat Phnom Penh – Chau Doc: Besuch der schwimmenden Fischfarmen – Cai Be: Kanufahrt durch das Mekong-Delta, Kochkurs, Schwimmender Markt, Inselrundfahrt mit dem Fahrrad – Saigon: Altstadt, Cu Chi Tunnel, Kriegsmuseum – Hoi An: Altstadt, Tempelstadt My Son – Danang*

**Zusatzprogramme:** Verlängerung in der Halong Bucht und Badeferien in Phan Thiet möglich.

**Ihr Schweizer Reiseleiter Hubi Aeschbach:** Der Aargauer lebt seit 2001 in Vietnam und wird Sie auf den Reisen 1, 3, 6 und 7 von Siem Reap bis Danang begleiten.



Pauschalpreise p. P. in CHF			
Nr.	von/bis	ab	bis
1*	06.10. – 20.10.14	3380	3990
2	03.11. – 17.11.14	3380	3990
3*	10.11. – 24.11.14	ausgebucht	
4	17.11. – 01.12.14	3380	3990
5	19.01. – 02.02.15	3380	3990
6*	02.02. – 16.02.15	3380	3990
7*	16.02. – 02.03.15	3380	3990
8	09.03. – 23.03.15	3380	3990

\*mit Hubi Aeschbach

REISEGARANTIE



Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen.  
Zuschläge: Visum Vietnam CHF 100.-,  
Ausflug Cu Chi Tunnel und Kriegsmuseum  
CHF 55.-, Ausflug Tempelstadt My Son  
CHF 50.-, Änderungen vorbehalten.

**Inklusive:** • Linienflüge Zürich-Siem Reap/Danang-Zürich jeweils via Singapur mit Singapore Airlines und alle Inlandflüge in Economy Class • Sämtliche Flughafentaxen • 12 Übernachtungen in sehr guten Mittelklasshotels • Halbpension (Vollpension an Tag 8 und 9) • Alle Eintritte und Ausflüge • Deutsch sprechende Reiseleitung vor Ort (Hubi Aeschbach auf den Reisen 1, 3, 6 und 7) • Reiseführer • Kundengeldabsicherung – **Verlangen Sie unser Detailprogramm!**

Dufourstrasse 157 - 8034 Zürich  
Tel. 044 384 93 93  
www.bischofberger-reisen.ch

**bischofberger**  
reisen  
Ihr Rundreisen Spezialist

15 Tage bereits ab  
**3380** CHF  
pro Person



# Bundesrätliche Verrenkungen

Die Landesregierung streitet, wie man die Masseneinwanderungsinitiative umsetzen will. Gemeinsam ist den Vorschlägen nur, dass sie hintertreiben wollen, was die Stimmbürger vor allem forderten: die Personenfreizügigkeit mit der EU neu auszuhandeln. *Von Markus Schär*



«Alles oder nichts»: Aussenminister Burkhalter.

«Bleiben Sie ruhig», mahnte Bundespräsident Didier Burkhalter sein Publikum, als er letzten Donnerstag das Swiss Economic Forum in Interlaken eröffnete. «Wir kennen das Ergebnis am Ende, nicht am Anfang.» Ruhig zu bleiben, fällt allerdings gerade in der Wirtschaft vielen schwer, denn in diesen Wochen entscheidet sich, wie die Schweiz die Masseneinwanderungsinitiative umsetzen und der Europäischen Union begegnen will.

## Regierung ohne klare Position

Seit drei Wochen handeln die Delegationen ein Rahmenabkommen aus, jetzt tritt der Gemischte Ausschuss zusammen, der für die Personenfreizügigkeit zuständig ist. «Vielleicht findet er schon eine Lösung», deutete Aussenminister Burkhalter in Interlaken an – wohl ohne selber darauf zu hoffen. Im Bundesrat stehen sich mindestens zwei Fraktionen

gegenüber: Die eine um Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann sucht eine schnelle, schlaumeierische Lösung, die der verunsicherten Wirtschaft dient; die andere Seite um Simonetta Sommaruga und Didier Burkhalter strebt eine grosse, ehrgeizige Lösung an, die das Verhältnis der Schweiz zur EU auf eine neue Grundlage stellen will. Der Entscheid sollte eigentlich in einer Woche durch den Bundesrat gefasst werden. «Er redet etwas länger», verriet jedoch der Bundespräsident angesichts des Streits im Kollegium. Auf jeden Fall soll noch vor den Sommerferien eine Vorlage in die Vernehmlassung gehen.

Mit seiner ehrgeizigen Lösung will Aussenminister Burkhalter durchsetzen, was er seit zwei Jahren anstrebt: den bilateralen Weg mit einem Rahmenabkommen zu «renovieren» – mit dem gemäss seiner vernebelnden Wortwahl «dynamischen», also wohl «automati-

schen» Nachvollziehen der Rechtsentwicklung in der EU und mit der Unterwerfung unter den Europäischen Gerichtshof als höchste Instanz. Dieses Vorhaben scheint für viele nicht mehrheitsfähig, zumal Christoph Blocher dagegen nochmals eine Abstimmungsschlacht führen will. Burkhalter strebt deshalb, im Einklang mit Brüssel, einen Entscheid über alles oder nichts an: Das Volk soll bis spätestens 2016 entscheiden, ob es den bilateralen Weg samt Rahmenabkommen und Personenfreizügigkeit weiterführen oder abbrechen will. Der erste Schritt dazu soll sein, dass Brüssel zu den Schweizer Vorschlägen schroff nein sagt. Der Bundespräsident will gar nicht erst mit Brüssel über die vom Souverän beschlossene Zuwanderungsbeschränkung verhandeln.

Den Entscheid über alles oder nichts scheut dagegen die wirtschaftsnahe Fraktion im Bundesrat um Leuthard und Schneider-Ammann. Sie fürchtet, dass Burkhalter mit seinem forschen, im Kollegium offenbar nicht abgesprochenen Vorgehen eine Niederlage erleidet, also ein geregeltes Verhältnis mit der EU erst recht gefährdet. Und sie weist darauf hin, dass die Politiker in Brüssel angesichts der Forderungen in Mitgliedsländern, die Personenfreizügigkeit einzuschränken, der Schweiz kaum entgegenkommen können, während die Experten in den EU-Gremien aufgrund ihrer eigenen Interessen eine pragmatische Lösung aushandeln wollen. Diese Fraktion wehrt sich deshalb dagegen, dass die Schweiz sich mit überstürzten Vorschlägen in Brüssel ein Nein einhandelt.

## Sommaruga löste Wirren aus

Für schlaumeierische Lösungen gibt es konkrete Ideen. Die Denkfabrik Avenir Suisse schlug etwa ein Globalziel für die Zuwanderung in den nächsten zehn Jahren vor und stellte dieses Konzept dem Bundesrat vor. Auch Direktor Gerhard Schwarz bekam aber dabei den Eindruck, wie er der *Basler Zeitung* sagte, dass die Landesregierung gar keine Lösung wünscht, «um damit dem Schweizervolk sagen zu können, dass es sich ins eigene Bein geschossen hat».

Dabei zeigt jetzt auch die Freiburger Professorin Astrid Epiney in einem Gutachten für die Waadtländer Regierung, dass es durchaus Möglichkeiten gäbe, die Zuwanderung gemäss dem Volkswillen einzuschränken, ohne die Personenfreizügigkeit und damit die bilateralen Verträge aufzukündigen. Die Europa-

rechtlerin bestreitet sogar, dass die Schweiz das Protokoll zur Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien nicht ratifizieren könne, weil die angeblich bereits seit dem 9. Februar geltende Verfassungsbestimmung das Abschliessen von neuen völkerrechtlichen Verträgen verbiete.

Astrid Epiney stellt fest, dieser Teil der Masseneinwanderungsinitiative lasse sich nicht unmittelbar umsetzen, deshalb gelte er noch nicht. Und vor allem gehe es beim Protokoll mit Kroatien gar nicht um einen neuen Vertrag, sondern nur um eine Ausweitung des nach wie vor gültigen Abkommens über die Personenfreizügigkeit. Die Straffaktionen der EU gegen Schweizer Schüler und Forscher hätten sich also mit einem besonneneren Vorgehen vermeiden lassen. Bundesrätin Sommaruga, die mit ihrer harten Auslegung gegen Kroatien die Wirren auslöste, muss sich die Frage gefallen lassen, ob sie die Repressalien bewusst oder ahnungslos provozierte.

Daneben entwickelt die Rechtsprofessorin kreative Ideen, wie sich der Verfassungsartikel so umsetzen liesse, «dass die völkerrechtlichen Vorgaben beachtet werden und gleichzeitig dem Ziel der Verfassungsbestimmung, die «Nettozuwanderung» zahlenmässig zu beschränken, Rechnung getragen werden kann». Zu den Vorschlägen gehören – wie bei Avenir Suisse – Mehrjahresziele mit Mass-

nahmenplänen, aber auch Kontingente, die für Zuwanderer aufgrund des Freizügigkeitsabkommens nicht gälten oder sich bei Bedarf erhöhen liessen.

### Toni Brunners «Halluzinationen»

Sowohl der ehrgeizige Vorschlag als auch die schlaumeierischen Lösungen wollen aber vermeiden, was die Initianten gerade forderten: Die Schweiz soll die Personenfreizügigkeit mit der EU neu aushandeln. Deshalb schlug SVP-Präsident Toni Brunner letzte Woche Alarm, denn mit einem «Geheimplan», den er während der Von-Wattenwyl-Gespräche bei CVP-Präsident Christophe Darbellay er-

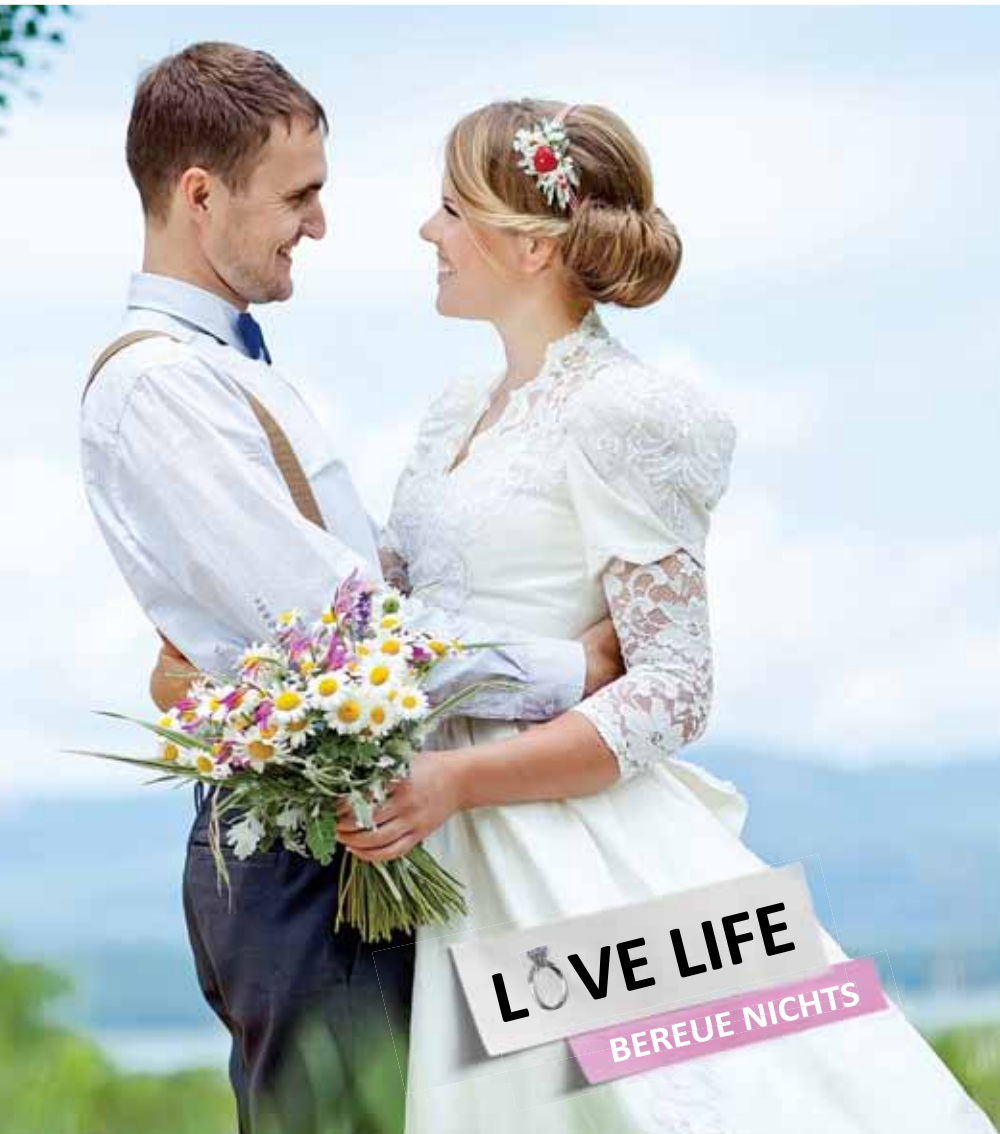
### Die einen suchen eine schnelle, schlaumeierische – die anderen eine grosse, ehrgeizige Lösung.

spähte, hätten sich die anderen Bundesratsparteien darauf verständigt, mit einem für die EU nicht akzeptablen Vorschlag Neuverhandlungen zu hintertreiben. Er steckte dafür viel Hohn ein, er leide unter Wahnvorstellungen, aber er schlägt zurück: «Die Aufregung zeigt gerade, dass ich recht haben muss – mir muss niemand sagen, ich leide unter Halluzinationen.» Darum drohte die SVP auch bereits mit einer Durchsetzungsini-

tiative – nur vier Monate nach der Abstimmung, was ihr ebenfalls viel Spott bescherte. «Wir lancieren die Initiative ja noch nicht», wiegelt Toni Brunner ab. Die Drohung solle den Bundesrat und die anderen Bundesratsparteien nur daran erinnern, dass sich Kontingente, wie jetzt vom Volk in der Verfassung festgeschrieben, bei aller Kreativität von Völkerrechtlern nicht mit der Personenfreizügigkeit vertragen würden. Dieses Abkommen ist laut SVP deshalb auf jeden Fall neu zu verhandeln oder – falls der Bundesrat konstruktive Verhandlungen hintertreibt – eben zu kündigen: Das würde die angedrohte Durchsetzungsinitiative fordern.

### Alles-oder-nichts-Strategie

Dazu muss es nicht kommen, wenn der Bundesrat den Volkswillen wirklich ernst nimmt. Die SVP stellte ihr Konzept mit Kontingenten auch den Wirtschaftsspitzen vor und stiess damit auf ein gutes Echo. Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer sprach jedenfalls gegenüber der *Schweiz am Sonntag* von «super-guten Gesprächen» mit den Initianten. Die Wirtschaft könnte bewirken, dass sich die waghalsige Alles-oder-nichts-Strategie von Didier Burkhalter im Bundesrat nicht durchsetzt. Das strebte Toni Brunner mit seinem Alarm an, und er stellt jetzt fest: «Die Diskussion ist wieder offen.» ○



JA zum Slogan.  
**JA zu Treue.**  
**NEIN**  
zur aktuellen  
HIV-Kampagne  
des Bundesamtes für Gesundheit.

**SAFEST SEX BY SAVING SEX**  
Für einen verantwortungsvollen  
Umgang mit Sexualität.



[youngandprecious.ch](http://youngandprecious.ch)

Young and Precious, Postfach 69, CH-8024 Zürich  
Spendenkonto zur Unterstützung dieser Kampagne:  
Postkonto 61-343559-5  
IBAN: CH55 0900 0000 6134 3559 5

**LOVE LIFE**

**BEREUE NICHTS**

# Ungebremste Ausgabenpolitik

Die Schweizer Staatsrechnung 2013 schliesst mit einem Plus ab. Die Zahlen trügen: Der Staat wächst schneller als die Wirtschaft. Finanzministerin Widmer-Schlumpf profitiert von tiefen Schuldzinsen.

Von Peter Keller



Die Defizite von morgen sind bereits angelegt: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Scheinbar alles paletti. Rundherum versinken die Staaten in Schulden, und die Schweiz schreibt schwarze Zahlen. Eine sichtlich stolze Finanzministerin präsentierte vergangene Woche ihre Staatsrechnung. Statt 450 Millionen Franken minus, wie das Budget vorgesehen hatte, konnte Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) einen Überschuss von 1,3 Milliarden Franken vorweisen. «Die Rechnung 2013 zeigt, dass der Bundeshaushalt in einer guten Verfassung ist.»

Wer die Gründe für das gute Ergebnis etwas genauer anschaut, kommt allerdings zu einem anderen Fazit: An der Haushaltsdisziplin von Bundesrat und Parlament kann es jedenfalls nicht liegen, dass die Eidgenossenschaft seit ein paar Jahren keine Defizite mehr schreibt. Seit 2000 stiegen die ordentlichen Ausgaben von 47,131 auf 63,7 Milliarden Franken. Das ist ein Wachstum von mehr als 16,5 Milliarden.

Damit liegt die Steigerung der Staatsausgaben (plus 3,2 Prozent im letzten Jahr) deutlich über dem nominellen Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (plus 1,9 Prozent). Der Staat wächst schneller als die Wirtschaft. Eine verhängnisvolle Schere tut sich auf.

## Bauern und Militär sparen

Je nach Aufgabenbereich zeigt sich zudem eine sehr unterschiedliche Entwicklung. Die als unendliches Subventionsloch gescholtene Landwirtschaft erweist sich als stabiler und – teuerungsbereinigt – sogar als rückläufiger Haushaltsposten. Seit 2000 bezieht die Landwirtschaft nur unwesentlich mehr Geld (plus 133 Millionen) und kommt heute auf 3,706 Milliarden Franken. Aufschlussreich ist hierbei der Anteil an den Gesamtausgaben: Er sank von 7,5 Prozent (2000) auf 5,8 Prozent (2013).

Neben den Bauern werden einzig beim Militär faktisch Mittel eingespart. Für den Bereich Landesverteidigung gab der Bund im Jahr 2000 noch 4,815 Milliarden Franken aus. In den folgenden Jahren wurden die Beiträge kontinuierlich gekürzt auf 4,272 Milliarden Franken (2006). Als die Armee in der Folge vor allem Schlagzeilen lieferte wegen schlechter Ausrüstung und logistischer Pannen, machte Bundes-

---

Die Personalausgaben stiegen seit 2007 von 4,462 auf 5,459 Milliarden Franken.

---

bern die Kürzungen teilweise wieder rückgängig, so dass sich die Ausgaben für die Landesverteidigung etwa auf das Niveau von 2000 einpendelten: 4,789 Milliarden (2013). Aber auch hier sank der Anteil an den Gesamtausgaben deutlich: Von 10,2 Prozent (2000) auf 7,5 Prozent.

Während bei der Armee und in der Landwirtschaft gespart wird, wachsen andere Bereiche ungebrochen. Mit Abstand der grösste Rechnungsposten bildet die soziale Wohlfahrt. Sie beansprucht ein Drittel der gesamten Bundesausgaben. Entgegen dem linken Mantra, dass in der Schweiz «Sozialabbau» betrieben und der Staat «kaputtgespart» werde, floriert die Branche. Die Ausgaben stiegen von 14,171 Milliarden (2000) auf 21,106 Milliarden (2013), was einem Plus von rund 7 Milliarden entspricht. Damit wird für die Soziale Wohlfahrt wesentlich mehr ausgegeben als für Verkehr, Bildung und Landesverteidigung zusammen.

## Mehr Konsum, Beton, Zuwanderung

Nicht nur absolut, auch prozentual hat der Sozialstaat im Vergleichszeitraum zugelegt: von 30 auf 33,1 Prozent. Die grossen Brocken fallen auf die Sozialversicherungen. Die AHV wuchs von 6,429 Milliarden (2000) auf 10,621 Milliarden (2013). Die Invalidenversicherung kostete den Bund 1,543 Milliarden mehr: 4,873 Milliarden (2013). Am stärksten angestiegen sind jedoch die Ergänzungsleistungen (EL). Waren 2000 noch 502 Millionen Franken nötig, sind es 2013 bereits 1,389 Milliarden. Die EL sind die finanzielle Kehrseite der largen IV-Politik der neunziger Jahre unter Ruth Dreifuss (SP) und später Pascal Couchepin (FDP). Mit der stark gestiegenen Zahl der IV-Rentner wuchs auch die Zahl jener, die Anspruch auf Ergänzungsleistungen stellen, um auf das minimale Einkommen zu kommen.

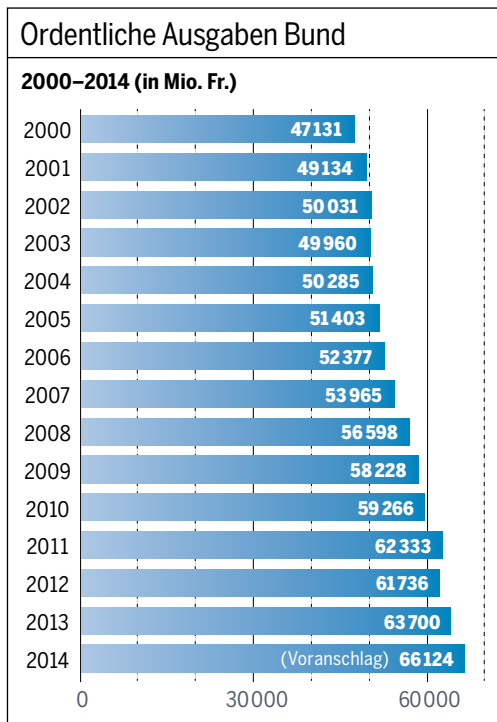
Neben der sozialen Wohlfahrt ist auch der Bereich «Beziehungen zum Ausland – Internationale Zusammenarbeit» kräftig angewachsen. Besonders die Koppelung der Entwicklungshilfe an das Bruttonationaleinkommen (BNE) sorgt für happigen Zuwachs. Im Jahr 2000 flossen noch 1,273 Milliarden Franken in Süd- und Ostländer. 2013 waren es bereits 2,290 Milliarden. Das ist eine Zunahme von 80 Prozent innerhalb weniger Jahre.

Seit Oktober 2010 hat Eveline Widmer-Schlumpf das Finanzdepartement inne. Seither sind die Ausgaben von 59,266 auf 63,7 Milliarden angestiegen. Der Voranschlag 2014 sieht sogar 66,124 Milliarden vor. Ernsthafte Sparprogramme sind nicht vorgesehen. Der Staat wächst munter vor sich hin, was sich insbesondere bei den Personalausgaben zeigt. Seit der Abwahl Christoph Blochers 2007 gibt es kein Halten mehr: Die Personalausgaben stiegen seither von 4,462 auf 5,459 Milliarden Franken.

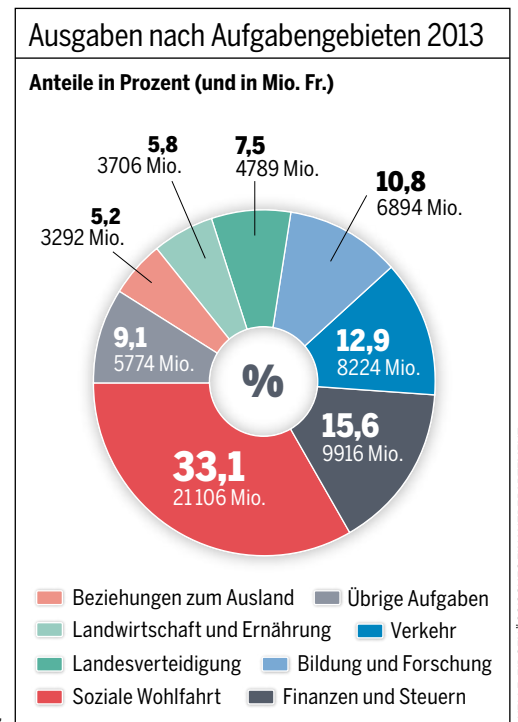
Dass die Staatsrechnungen trotz Ausgabenwachstum einigermaßen im Lot blieben, hat mit der sprudelnden Einnahmenseite zu tun. Etwas salopp formuliert: Die Schweizer steuern mehr, als die Politik in Bundesbern auszugeben vermag. Aber auch hier lohnt sich ein genaueres Hinschauen. Die Eidgenössische Finanzverwaltung benennt denn auch relativ freimütig die Ursachen für das beschleunigte Wachstum: «Die kräftige Binnennachfrage (Haushaltsausgaben und Bauinvestitionen), unterstützt durch die Einwanderung und tiefe Zinssätze, trug weitgehend zur Verbesserung in der Berichtsperiode bei.» Anders ausgedrückt: Mehr Konsum, mehr Beton, mehr Zuwanderung, billigeres Geld. Qualitatives Wachstum sähe anders aus. Auch 2013 kamen netto über 80 000 Personen in die Schweiz – womit rund ein Prozent Wirtschaftswachstum ausgelöst wurde.

## Die Schweizerische Nationalbank befindet sich in Geiselnhaft der Europäischen Zentralbank.

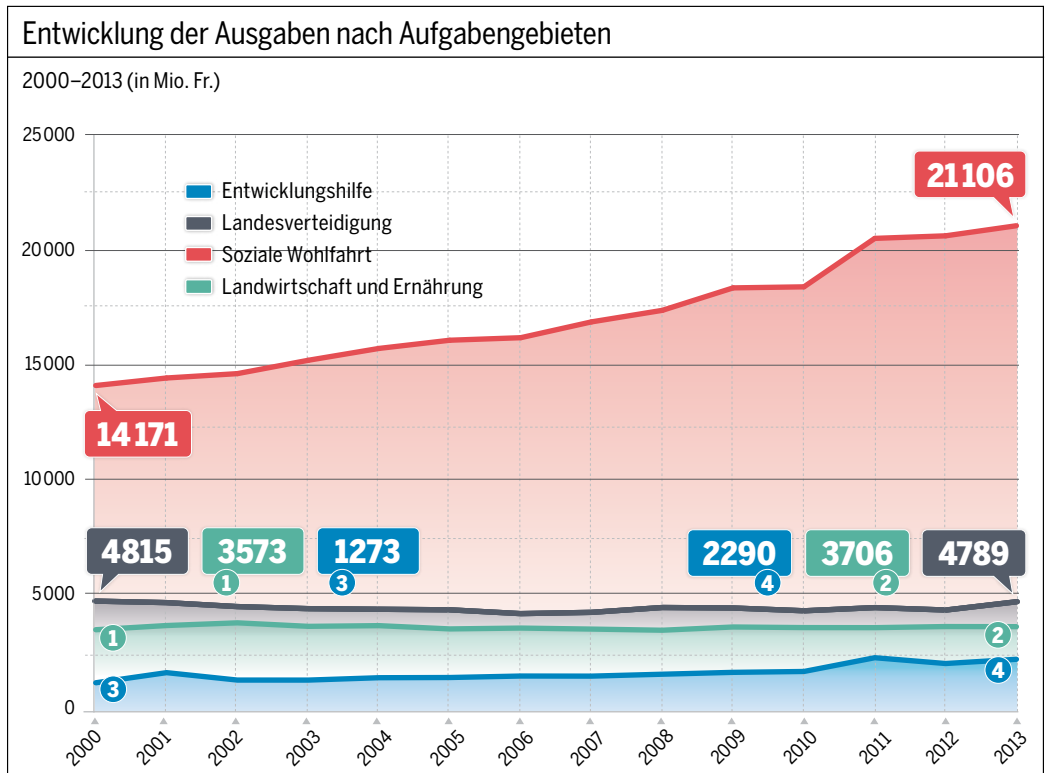
Zwei Faktoren frisieren das Ergebnis der Staatsrechnung: Die Einnahmen sprudeln, und die Schuldzinsen liegen auf einem historisch tiefen Niveau. Damit sich hochverschuldete Euro-Staaten wie Griechenland oder Portugal überhaupt finanzieren können, hat die Europäische Zentralbank (EZB) die Leitzinsen schrittweise, mittlerweile sogar unter null, gesenkt. Nun ist so viel billiges Geld auf dem Markt, dass auch zweifelhafte Staatsanleihen ihre Abnehmer finden. Portugal hat in diesen Wochen zehnjährige Obligationen mit 3,57 Prozent Rendite platzieren können. Zum Vergleich: Auf dem Höhepunkt der Schuldenkrise musste Portugal fast 16 Prozent Zinsen zahlen. Hat Lissabon so toll gearbeitet, dass die Anleger wieder Vertrauen gefasst haben? Wohl kaum. Das wird nur schon bei einem Blick auf die Verschuldung



Zunahme von knapp 20 Milliarden Franken.



Florierende Branche Sozialstaat (rot).



Weniger Mittel fürs Militär (grau).

deutlich: Diese ist seit 2010 von 161 Milliarden Euro auf 200 Milliarden (2013) gestiegen.

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) befindet sich in Geiselnhaft der EZB. Senkt diese die Leitzinsen, muss SNB-Präsident Thomas Jordan nachziehen, auch wenn der Immobilienmarkt, wie die SNB selber immer wieder warnt, zu überhitzen droht. Tiefe Zinsen sind schlecht für die Sparer, aber gut für die Schuldner. Der grösste Schuldner, auch in der Schweiz, ist der Staat. Der Bund hatte 2013 rund 2,1 Milliarden Franken Zinsausgaben. Im Jahr 2000 waren es noch 3,489 Milliarden.

Obschon das Zinsumfeld auch damals alles andere als schlecht war, «spart» die Eidgenossenschaft jährlich 1,3 Milliarden Franken Schuldzinsen. Nur schon deswegen relativiert sich Widmer-Schlumpfs Bilanz. Der Bundeshaushalt ist nicht in «guter Verfassung», wie die Finanzministerin in der nationalrätlichen Debatte sagte: Der Staat wächst fast doppelt so schnell wie das Bruttoinlandprodukt (BIP), und bei einem normalen Zinsumfeld wäre die Staatsrechnung schon dieses Jahr ins Minus gekippt. Die Defizite von morgen sind bereits angelegt – mit der ungebremsten Ausgabenpolitik von heute. ○

# Koryphäe im Nebenamt

Keiner weiss mehr über Wespen und Wildbienen in der Schweiz als der Hobbyforscher Felix Amiet. Der Solothurner revolutionierte die Wissenschaft der Hautflügler. Laien wie er sollten an den Unis noch mehr Anerkennung und Widerhall finden. *Von Alex Reichmuth und Jürg Waldmeier (Bild)*



«Ich habe immer aus Interesse geforscht, nicht um mich zu profilieren»: Freizeitwissenschaftler Amiet.

Ein geradezu paradiesischer Naturgarten umgibt das Haus von Felix Amiet. Der pensionierte Bezirkslehrer empfängt in einer lauschigen Laube und serviert selbstgemachten Minzensirup. Rundherum zwitschern Vögel. Er präsentiert Schaukästen mit aufgespiessten Bienen. Über 60 000 Exemplare hat er im Laufe seines Lebens gesammelt und aufbewahrt. Der Hobbyforscher konnte so die Existenz von über 600 Wildbienenarten in der Schweiz nachweisen. Allein 120 Arten fand er in seinem eigenen Garten.

Hier in Solothurn ist Felix Amiet aufgewachsen, hier hat er sein ganzes Leben verbracht. Die Natur faszinierte ihn schon als Kind. Eine seiner frühesten Erinnerungen hat mit Bienen zu tun. Als er dreieinhalb Jahre alt war, erklärte ihm ein Student, dass es Bienen gebe, die man fangen dürfe – und solche, die man nicht fangen dürfe. Mit Ersteren waren Schwebfliegen ohne Stachel gemeint, mit Letzteren Honigbienen, die man besser nicht in die Hände nimmt.

Mit vierzehn stellte er seine erste Insekten-sammlung zusammen. Warum Insekten? «Es gibt so viele schöne und merkwürdig geformte», sagt Amiet, «zudem kann man sie

---

**Wer sich derart intensiv mit der Artenvielfalt befasst, wird fast automatisch zum Naturschützer.**

---

wegen ihres Chitinpanzers einfacher aufbewahren als Pflanzen und andere Tiergattungen. Diese muss man präparieren, um sie zu erhalten.» Noch als Gymnasiast begann er, Insekten auch zu fotografieren. Bilder in allen Farben gehören seither zum Werk des heute 77-Jährigen.

## Berufsaussichten gleich null

Mit seiner grossen Begeisterungsfähigkeit und Beobachtungsgabe schien eine Karriere als Forscher vorgezeichnet. Doch Felix Amiet interessierte sich ausgerechnet für sogenannte Hautflügler, von denen es weltweit über 100 000 Arten gibt – und auf diesem Gebiet waren die Berufsaussichten gleich null. Also wurde Amiet Lehrer und betrieb seine Passion fortan als Hobby.

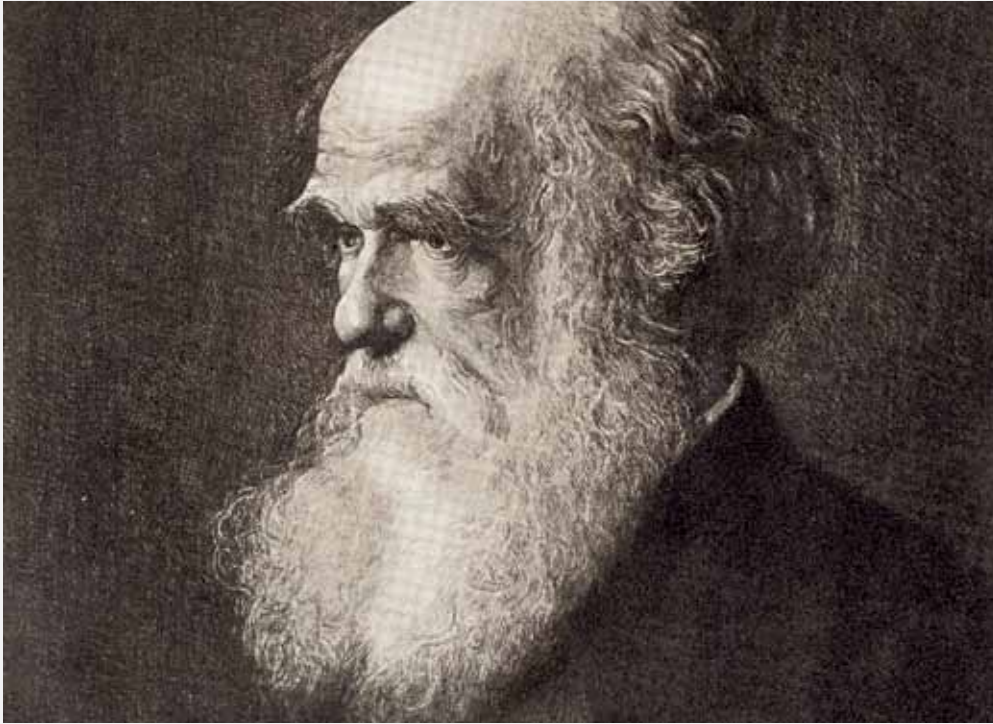
Bezirkslehrer zu werden, war für ihn keine Strafe. Ganz im Gegenteil: Sein didaktisches

»» Fortsetzung auf Seite 34



## Direkte Demokratie des Geistes

Einfluss von unten wirkt heilsam – gerade in der Wissenschaft.  
Laienforscher erfüllen eine wichtige Aufgabe.



«Basislager der Wissenschaft»: Rebell Darwin (1809–1882).

Peter Finke war 63 Jahre alt, als er seinen Dienst als Universitätsprofessor im deutschen Bielefeld quittierte. In den frühzeitigen Ruhestand zu gehen, verstand er als Protest gegen die Hochschulpolitik. Nun hat der Wissenschaftsphilosoph ein Buch geschrieben, in dem er der akademischen Forschung an den Karren fährt. An den Universitäten grassiere elitäres Denken, schreibt Finke in «Citizen Science» (Bürgerforschung). Theorielastigkeit und Weltfremdheit machten sich breit, gepaart mit Selbstbezogenheit und Arroganz. Zudem bedränge die wuchernde Hochschulbürokratie die Freiheit der Forschung. Bedroht sei diese auch durch den steigenden Einfluss von Wirtschaft und Politik, so Finke.

Der Buchautor ruft deshalb zu einer «Abrüstung des Wissenschaftsverständnisses» auf. Denn eine Gesellschaft, die sich nur an der Profiwissenschaft orientiere, verliere das Bewusstsein für die Bedeutung des Wissens aller Bürger. Finke fordert eine stärkere Beachtung der Forschung abseits des akademischen Betriebs – also solcher, die ehrenamtlich geleistet wird, etwa in naturforschenden Verbänden, historischen Vereinen oder ganz privat.

In der Tat gibt es reichhaltige Formen wissenschaftlicher Betätigung abseits der

Universitäten. Sie reicht von Chronisten, die der Geschichte von Dörfern, Wirtschaftsunternehmen und einzelner Familien nachgehen, über nebenamtliche Biologen, die Vögel zählen, Insekten beobachten und Pflanzen erforschen, bis zu Hobbysprachforschern, die Dialekte beschreiben. Auch Tüftler, Bastler und Erfinder kann man als Wissenschaftler im ur-eigentlichen Sinne bezeichnen, die mit zielgerichtetem Vorgehen Probleme lösen.

### Oft lebensnäher und kreativer

Immer wieder tragen ehrenamtliche Forscher wesentlich zum Fortschritt der Wissenschaft bei. Erwähnt seien etwa Markus Gassner, Landarzt in Grabs SG, der die Allergieforschung vorangebracht hat, Martin Trüssel aus Alpnach OW, der sich in der Höhlenforschung profiliert hat, oder der 1990 verstorbene Josef Zihlmann (auch bekannt als «Seppi a de Wig-gere»), der als Selfmade-Volkskundler mit dem Ehrendoktor der Universität Freiburg ausgezeichnet wurde.

Der wohl bedeutendste Laienforscher der Geschichte war Charles Darwin. Mit seiner Evolutionstheorie, die er aufgrund von Beobachtungen auf zahlreichen Reisen entwickelte, veränderte der britische Naturforscher das Verständnis über die Entstehung des Lebens so grundlegend wie kaum ein anderer Wissen-

schaftler. Dabei hatte er Theologie und Medizin studiert.

Für Buchautor Finke ist Darwin jedoch nicht der typische Vertreter der Bürgerwissenschaft. «Bei der «Citizen Science» geht es nicht um spektakuläre Höchstleistungen», sagt er gegenüber der *Weltwoche*, «sondern um Grundlagenarbeit, die selten die Welt verändert, aber dennoch wichtig ist.» Hobbyforschung sei eine Art «Basislager der Wissenschaft», das unentbehrlich sei für die, die höher hinauswollten. Finke vergleicht die Wissenschaft mit einem Apfelbaum. Zwar seien viele Äpfel nur mit Leitern zugänglich und müssten darum den Spezialisten mit der nötigen Ausstattung überlassen werden. Es gebe aber zahlreiche tiefhängende Früchte, die man vom Boden aus pflücken könne. Alle Äpfel seien wertvoll.

Ehrenamtliche Forschung ist oft lebensnäher und kreativer als die Hochschulforschung. Finke stellt der «Betriebsblindheit vieler Profi-Wissenschaftler» die «Unbefangenheit der «Citizen Scientists»» gegenüber. Akademische Forscher müssten sich nicht selten an bestehenden Lehrmeinungen orientieren, um Erfolg zu haben. Notwendige Paradigmenwechsel erfolgten darum oft harzig.

Diese Diagnose scheint auf ein derzeit heissdiskutiertes Wissenschaftsgebiet zuzutreffen: die Klimaforschung. Grosse Teile der arrivierten Wissenschaft haben sich dort im Dogma der menschengemachten Erderwärmung verfangen, auch wegen entsprechender Erwartungen aus der Politik. Wer Karriere machen will, muss sich dem vorherrschenden Weltrettungsgeläut unterwerfen. Doch Hobbyforscher, die im Internet unter dem Deckel gehaltene Zweifel und Einwände verbreiten, sorgen für Ausgleich. Erwähnt sei etwa der kanadische Mathematiker Steve McIntyre. Er wies als Bergbauspezialist nach, dass die vom Weltklimarat hochgehängte «Hockeyschläger-Kurve» zum Temperaturverlauf der letzten tausend Jahre auf unzulässiger statistischer Auswertung beruht (*Weltwoche* Nr. 29/2010).

In manchen Wissenschaftsgebieten hat sich ein eigentlicher Elite-Basis-Konflikt ergeben, der an die Politik erinnert. In der Schweiz sorgen Initiativen und Referenden jeweils für notwendige Erdung, wenn sich die *Classe politique* verrannt hat. Insofern ist die Bürger- und Hobbyforschung eine Art direkte Demokratie in der Wissenschaft.

Alex Reichmuth

Peter Finke: Citizen Science – Das unterschätzte Wissen der Laien. Oekom. 240 S., Fr. 28.70

Geschick wird offensichtlich, wenn er von seinen Insekten erzählt – etwa von den ausgefallenen Praktiken einiger Arten. Es gibt zum Beispiel die zweifarbige Mauerbiene, die sich für ihre Brut ein leeres Schneckenhäuschen sucht. Dieses kleidet sie dann mit einem Mörtel aus gekautem Pflanzenmaterial aus, lagert reichlich Pollen und Nektar ein, legt dann ein Ei dazu und mauert schliesslich den Eingang zu. Die geschlüpften Larven können dank des Nahrungsvorrats im Schneckenhaus heranwachsen. Ebenso raffiniert ist das Brutkonzept der Sandwespe. Diese zieht eine lebende, aber betäubte Raupe in ein selbstgegrabenes Loch und legt ein Ei dazu. Nach dem Verschluss verzehrt die Larve die Raupe nach und nach. Dass das bei lebendigem Leibe erfolgt, ist zwingend – denn mit Gammelfleisch als Nahrung ist das Gedeihen der Wespenlarve undenkbar.

Wenn Amiet Wildbienen und sogenannte Grabwespen beobachtet, verharrt er oft stundenlang an einem Ort und führt Protokoll über die Aktivitäten einzelner Individuen. Genaues Beobachten sei zwingend, um gewisse Arten auseinanderhalten zu können, sagt er. Besonders oft war er im Pfywald im Wallis unterwegs, wo die Fauna besonders reichhaltig ist. Dort habe es ihm im Alter von zwanzig Jahren anlässlich einer studentischen Beobachtungswoche «den Ärmel so richtig reingegenommen» für die Bienen- und Wespenforschung. Im Pfywald weilte er später auch oft während der Schulsummerferien, wo er zusammen mit Frau und Kindern wochenlang campierte. Weil befreundete Hobbyforscher das Gleiche taten, trafen sich im Pfywald jeweils ganze Familien zu Zeltferien.

### Ehrendoktorwürde als Bestätigung

Fast vierzig Jahre lang unterrichtete Amiet Biologie, Mathematik und Geografie und setzte seine ganze Freizeit für die Insektenforschung ein. Rasch wurde er zu einer Koryphäe, was Wildbienen und Wespen angeht. Lange war er der einzige wirkliche Spezialist in der Schweiz. Erst nach und nach widmeten sich andere Forscher mit vergleichbarem Eifer den Bienen und Wespen.

Mit sechzig liess sich Amiet frühpensionieren. Der Lehrerberuf war ihm zwar nicht verleidet, aber er wollte sich frei machen für die Insektenforschung und sein Wissen aufzeichnen. Und dafür reichte die Freizeit eines vollamtlichen Lehrers nicht.

Dass er «nur» Hobbyforscher blieb, macht Amiet nichts aus. «Ich habe immer aus Interesse geforscht, nicht um mich zu profilieren.» Profiliert hat er sich dennoch, wenn auch nicht auf akademischem Weg. 1990 publizierte er erstmals ein Verzeichnis der Wildbienenarten der Schweiz – das erste derartige Werk seit

1912. Es umfasste im Gegensatz zum Vorgängerwerk nicht nur 370, sondern 580 Arten. Einige von ihnen hatte Amiet zuvor selber entdeckt. Später folgte die Publikation eines ersten Bestimmungsbuchs mit eigenen Zeichnungen – speziell zu Hummeln, die auch zu den Bienen gehören.

Bis 2010 verfasste er fünf weitere Bestimmungsbände zu Wildbienen und eines zu bestimmten Wespenarten. Bei dieser Arbeit konnte er auf die Hilfe befreundeter Forscherkollegen zählen. Diese suchten Bienenansammlungen in Museen auf und testeten dort die Praxistauglichkeit von Amiets Bestimmungsschlüsseln. Für das sechsbändige Werk bekam Amiet 2011 die Ehrendoktorwürde der Uni-

### «Wenn Uni-Forscher nicht mehr in der Natur beobachten, müssen eben Laien einspringen.»

versität Bern. «Das war die Bestätigung, dass meine Forschung kein Quatsch war», witzelt der Solothurner und lässt doch etwas Stolz durchscheinen.

Mit der Veröffentlichung des Buches «Bienen Mitteleuropas», das er zusammen mit Albert Krebs herausgab, unterstrich Amiet ein Jahr später erneut, dass er zu den bedeutendsten Insektenforschern der Schweiz gehört.

Geld hat er damit allerdings nie verdient. Die Kosten für seine Forschertätigkeit – etwa für Autofahrten – deckt er auch heute noch selber. Nur für die Publikation seiner Bücher bekam er Zuschüsse des faunistischen Zentrums der Universität Neuenburg. Eine etwas bessere finanzielle Förderung der Hobbyforschung hält der Insektenforscher für durchaus wünschenswert.

Wer sich derart intensiv mit der Artenvielfalt befasst, wird fast automatisch zum Naturschützer. Wenn auch parteipolitisch ungebunden, war Amiet während Jahrzehnten bei Pro Natura aktiv. Ihm mache Sorgen, dass die natürlichen Lebensräume der Schweiz immer weiter zurückgedrängt würden. Die wichtigs-



«Ärgerlich, diese Korruptionsvorwürfe – was bekomme ich, wenn sie verschwinden?»

te Ursache dafür sieht der Bienenspezialist im Bevölkerungswachstum, welches dazu führe, dass sich überbaute Gebiete ausdehnten und die Landwirtschaft immer intensiver werde. Man müsse diese «Überbevölkerung» stoppen, wer das als Naturschützer nicht einsehe, sei weltfremd, so Amiet. Zur Masseneinwanderungsinitiative der SVP habe er ja gesagt – wenn auch mit Zweifeln, ob ein strikter Kurs der Schweiz gegenüber der EU der richtige Weg sei. «Ich weiss, dass es schlecht enden könnte», beschreibt der Hobbyforscher sein Dilemma, «aber wenn wir nichts gegen das Bevölkerungswachstum tun, endet es auf jeden Fall schlecht.»

### Der Forschung droht die Sackgasse

In den letzten Jahren hat er sich allerdings von der Vereinsarbeit zurückgezogen. «Naturschutz verzögert höchstens den Untergang der Natur», lautet sein ernüchtertes Fazit. Lieber verbringt er seine Zeit in seinem Garten mit den Insekten.

Umso intensivere Kontakte pflegt Amiet mit anderen Hobbyforschern, mit naturforschenden Vereinen und – ja – auch mit Wissenschaftlern von Universitäten. Unter Biologiestudenten sind seine Kenntnisse durchaus bekannt, und regelmässig wird er um fachliche Einschätzungen gebeten. Dabei stelle er aber fest, dass es an den Universitäten viele Wissenschaftler gebe, die keine Ahnung von der Bestimmung und der Biologie ihrer Studienobjekte hätten – und deshalb oft falsche Schlüsse aus ihren Daten zögen. Amiet befürchtet, dass der Wissenschaft bald die Grundlage fehle, wenn die «altgedienten Bestimmungsspezialisten und Hobbyinsektenforscher» nach und nach wegsterben. «Wir bewegen uns auf eine Sackgasse hin», warnt er.

Weil an den Hochschulen in der Biologie heute vor allem im Labor geforscht wird und kaum mehr in der freien Wildbahn, sieht Amiet gute Chancen für die Hobbyforschung. «Wenn Uni-Forscher nicht mehr in der Natur beobachten und bestimmen, müssen eben Laien einspringen», ist er überzeugt.

Immerhin: Nachdem er sich als Bienen- und Wespenforscher jahrzehntelang einsam gefühlt hat, ist Felix Amiet heute ein gefragter Mann. Regelmässig wird er für Referate und Gespräche über sein Fachgebiet eingeladen. Das Interesse kommt vor allem von naturforschenden Vereinen oder aus Umweltschutzkreisen. Aber nicht nur: Auch Imker, die Bienen für die Honigproduktion züchten, interessieren sich stark für seine Wildbienen-Beobachtungen.

Felix Amiet, Albert Krebs: Bienen Mitteleuropas. Haupt, 2012. 424 S., Fr. 49.90



Essay

## Unheimliche Partner

Russland, EU, USA – die Weltakteure wirken verunsichert. Um im Ernstfall nicht selbst zum Angriffsziel zu werden, muss die Schweiz den Willen kundtun, ihre Unabhängigkeit zu wahren. *Von Carlo Jagmetti*

Wladimir Putin hat die EU und die USA auf dem falschen Fuss erwischt. Im Westen herrscht weitgehend Ratlosigkeit. Russisches Erdgas ist für Europa, besonders angesichts des überstürzten Ausstiegs aus der Nuklearenergie, lebenswichtig. Russland ist Abnehmer teurer Industriegüter. Gefährliche Differenzen mit Russland könnten den Westen teuer zu stehen kommen. Geschieht diesen – der Schweiz gegenüber seit Jahren so aggressiven – westlichen Mächten nicht recht, dass Putin ihnen jetzt zeigt, was es heisst, von einem Mächtigen arrogant behandelt zu werden?

Die Wahlen für das EU-Parlament haben durch die bescheidene Wahlbeteiligung und die Wahlergebnisse gezeigt, dass an vielen Orten Enttäuschung über die Union herrscht. Überfremdung, Arbeitslosigkeit, Verschuldung, exzessive Steuern und anderes mehr sind nach Auffassung vieler Wähler Probleme, denen die Politik nicht gerecht wird. Ist es aus Schweizer Sicht nicht erfreulich, dass die Wählerschaft diesen Politikern, Funktionären und Bürokraten endlich eine gehörige Lektion erteilt hat?

### Die Launen der Weltakteure

Für viele, die nicht zu den vor allem in Deutschland agierenden «Russlandverstehern» gehören, ist Putin ein hinterlistiger Diktator, der mit den Olympischen Winterspielen Wohlwollen generieren wollte, um umso überraschender die Krim überwältigen und in der Ukraine Chaos verursachen zu können. Nun geht es aber der russischen Wirtschaft zurzeit nicht besonders gut. Sollte Russland die Exporte von Energieträgern nach Westen tatsächlich unterbinden, würde trotz einiger Ersatzexporte nach China wohl erheblicher Schaden entstehen. Innere Unruhen könnten die Position Putins unterminieren. Geschieht dem Diktator nicht recht, dass ihm widerfahren könnte, was er ändern angetan hat?

Wenn solche Reaktionen zunächst als einigermassen verständlich erscheinen mögen, darf man sie im eigenen Interesse nicht gelten lassen. Ein aggressives und wirtschaftlich schwächelndes Russland, eine wenig strahlende EU, ein zögerliches Amerika, verunsicherte Weltakteure mit weniger voraussehbarem Verhalten können unheimliche Partner

werden, die Kleineren gegenüber eben ihre Launen auslassen könnten. Als Verhandlungspartner sind sie nicht auf gegenseitiges *do ut des*, sondern nur auf das Nehmen ausgerichtet, wobei sie mit Druck gegenüber einem kleineren Partner nicht zurückhalten. Zwar verfügen die USA nach wie vor über die grösste Militärmacht der Welt. Der «pivot» Obamas Richtung Osten, die total von den USA abhängige Nato mit den auf Abrüstung fokussierten europäischen Bündnispartnern, die schwankende Haltung gewisser EU-Mitgliedstaaten



*Wunschdenken:* Putin, Maurer.

gegenüber dem gefürchteten, aber eben mitunter bewunderten Putin, all dies gereicht dem europäischen Kontinent indessen nicht zur Erhaltung von Stabilität. Die Sicherheitslage in Europa ist von Ungewissheit gezeichnet. Auch wenn beteuert wird, niemand wolle einen Krieg, so ist die Schwelle zu einer gefährlichen Entwicklung heute niedriger als in den letzten 25 Jahren.

Was hierzulande in der Kampagne zur Abstimmung über die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge und auch im Nachgang zur Ablehnung der Vorlage von der politischen Linken, aber leider auch von Repräsentantinnen und

Repräsentanten der bürgerlichen Seite zum Besten gegeben wurde und weiterhin wird, zeugt von einer von Desinformation mitbewirkten Orientierungslosigkeit und von einer Selbstgerechtigkeit, die der Wahrung der Unabhängigkeit, ja sogar der Wahrung der einfachsten Interessen der Schweiz in einer sich täglich verändernden Welt gefährlich werden können. Die Idee, dass irgendjemand der Schweiz in der Not helfen würde, sei es militärisch, finanziell, wirtschaftlich oder sonst wie, entspricht reinem Wunschdenken. Wenn Gefahr droht, wird jeder mit sich selbst beschäftigt sein und über keinerlei Mittel und auch nicht über den politischen Willen verfügen, der Schweiz zu helfen. Vielmehr könnte die Schweiz im Fall katastrophaler Entwicklungen als Wasserschloss Europas und als Land wichtiger Alpentransversalen selbst zum Angriffsziel werden.

### Internationale Zusammenarbeit

Es geht nun nicht um Abschottung oder gar Einigelung. Die Schweiz lebt zu einem grossen Teil von der Interaktivität mit dem Ausland, vor allem mit unsern Nachbarn, mit der EU und den USA. Dessen müssen wir uns bewusst bleiben und deshalb unsere traditionell gute und enge internationale Zusammenarbeit pflegen und fördern, und zwar auf der Basis von Souveränität, Gleichberechtigung und Reziprozität. Um ein ernstgenommener Partner zu sein, dürfen wir unsere Eigenständigkeit nicht aus Dienstfertigkeit den Mächtigen gegenüber aufgeben, sondern müssen nach aussen den Willen kundtun, unsere Unabhängigkeit zu wahren und dazu ein ernstzunehmendes Verteidigungssystem bereitzuhalten.

Der Souverän wird in seiner Mehrheit in Zukunft die richtigen Weichen dazu stellen, sofern die politischen Organe die Bürgerinnen und Bürger wirklich offen, ehrlich und sachlich orientieren und in Gesetzgebung und Staatsführung die langfristigen Interessen der Schweiz ernsthaft wahrnehmen wollen.

**Carlo Jagmetti** stand 35 Jahre lang im diplomatischen Dienst der Schweiz. Er war Schweizer Botschafter in Südkorea, bei der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel, in Frankreich und in den USA.

# Geldsegen für Neo-Funktionäre

Der Dachverband Schweizer Jugendparlamente (DSJ) hat seinen Umsatz in den letzten Jahren vervielfacht. Der Bund erweist sich als grosszügiger Sponsor, weil er die Partizipation der Jungen fördern möchte. Eine wissenschaftliche Grundlage fehlt. *Von Christoph Landolt*

Blaue Fähnchen, rote Fähnchen, gelbe Fähnchen: Die Schweizer Karte im Büro des Dachverbands Schweizer Jugendparlamente (DSJ) zeigt, wo es Jugendräte und Jugendparlamente gibt. 35 Mitglied-Organisationen zählt der DSJ zurzeit.

Der Autor, dies im Sinne der Transparenz, kennt die Szene. Als Gymnasiast besuchte ich die Sessionen des St. Galler Jugendparlaments (Jupa). Höhepunkt meiner Jupa-Karriere war die Schweizerische Jugendparlamentskonferenz, die wir anno 2004 in die Ostschweiz holten. 120 Leute, drei Tage Diskutieren, Essen, Trinken, Feiern. Geld war genug da, denn wir waren sehr erfolgreich bei der Sponsorensuche. Dank einem schwedischen Automobilhersteller konnten wir unseren Teilnehmern einen Limousinen-Service à la WEF anbieten.

Als OK-Präsident sass ich auch im Vorstand des DSJ. Unser Ziel war bescheiden: Leute in anderen Jupas kennenlernen, Erfahrungen austauschen, eine gute Zeit haben – fertig. Neben verschiedenen Stiftungen unterstützte uns auch das Bundesamt für Kultur mit ein paar zehntausend Franken. Damit leisteten wir uns eine Phil.-I.-Studentin, die uns im 50-Prozent-Pensum die Administration vom Hals hielt.

Zehn Jahre später ist der kleine Klub von einst nicht wiederzuerkennen. Aus dem Pult unserer Studentin ist eine Geschäftsstelle geworden. Fünfzehn Mitarbeiter beschäftigt der DSJ, sie teilen sich zurzeit 5,4 Vollzeitstellen. Und es sollen noch mehr werden. Der DSJ wird deshalb bald geräumigere Büroräumlichkeiten beziehen, 200 Quadratmeter, zwei Minuten vom Bahnhof Bern entfernt.

Für das rasante Wachstum ist der Bund verantwortlich. In den drei letzten Jahren überwies das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) dem DSJ insgesamt 195 000 Franken. Dieses Jahr werden es 380 000 Franken sein, im Jahr 2015 bereits 420 000 Franken. Für 2016 budgetiert das BSV 470 000 Franken. Eine Ver siebenfachung in drei Jahren.

## Von Anorexie bis Kriminalität

Fünf Dachorganisationen aus dem Jugendbereich kommen in den Genuss von Bundesmillionen: Geld erhält neben dem DSJ auch der Schweizerische Dachverband zur Förderung von Jugendaustausch Intermundo, der Schweizer Dachverband der nicht gewinnorientierten Musikclubs Petzi, der Dachverband offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz (DOJ). Gewichtigste Empfängerin ist die Schweizerische Ar-

beitsgemeinschaft für Jugendverbände (SAJV), eine Art Dachverband der Dachverbände, in der auch die anderen vier Empfängerorganisationen Mitglied sind. Die SAJV bekommt während dreier Jahre insgesamt 2,04 Millionen Franken, also 680 000 Franken pro Jahr.

Selbstverständlich gibt es für die Subventionen eine gesetzliche Grundlage, und zwar in Art. 7 Abs. 1 des neuen Kinder- und Jugendförderungsgesetzes (KJFG), das am 1. Januar 2012 in Kraft getreten ist. Dort steht, dass der Bund Organisationen, die sich der «ausserschulischen Arbeit» widmen, «Finanzhilfen» geben kann.

## Der Staat breitet sich auch dort aus, wo man ihn bisher nicht brauchte.

Warum gibt der Staat dafür Geld aus? Auslöser für den Geldsegen, der in diesen Jahren auf die Jugendorganisationen prasselt, ist eine Motion aus dem Jahr 2000, eingereicht vom damals frischgewählten Baselbieter Nationalrat Claude Janiak (SP). Jurist Janiak forderte darin ein Rahmengesetz, mit dem «Grundlagen für eine schweizerische Kinder- und Jugendpolitik» geschaffen werden sollen. Ausserdem müssten die Kantone beauftragt werden, «eine umfassende Jugendförderungspolitik zu installieren».



Offene Türen: Nationalrat Janiak (SP).

Der Bundesrat war begeistert: Die Jugendpolitik habe sich in der Schweiz bisher «nicht wunschgemäss entfalten können», hiess es in seiner Stellungnahme. Ebenso erfreut zeigte sich der Nationalrat, der die Annahme der Motion beschloss. Etwas zu kritteln hatte nur der Ständerat, der die Motion zum Postulat abschwächen wollte (damit werde die Grundlage geschaffen, um offene Fragen zu klären, so die Argumentation in der «chambre de réflexion»).

Reflektiert wurde daraufhin wie wild. Die Bundesverwaltung bestellte bei Juristen, Soziologen, Beamten und Verbandsvertretern mehrere «Expertenberichte», die auf insgesamt 148 Seiten von Anorexie bis Jugendkriminalität praktisch jedes erdenkliche Argument aufzuführen, um für das angestrebte Gesetz zu werben.

Wie viele Parlamentarier diese Expertenberichte gelesen haben, ist unbekannt. Sicher ist, dass die Übung von Erfolg gekrönt war: In der Herbstsession 2011 rutschte das KJFG durch das Parlament (im Ständerat ohne eine einzige Gegenstimme), als eines von siebzehn neuen Gesetzen, die an diesem Tag verabschiedet wurden und von denen die meisten den Steuerzahler teuer zu stehen kommen.

## «Konzepte und Strategien»

Ernsthafte Opposition gab es nicht. Verständlich, denn wer kann etwas gegen die vom Bundesrat versprochene «Förderung der politischen Partizipation», gegen die «Verstärkung des Integrations- und Präventionspotenzials» oder gegen eine «stärkere inhaltliche Steuerung der Finanzhilfen des Bundes» haben?

Um eine «objektive und faire Beurteilung aller Finanzierungsgesuche zu gewährleisten», hat das BSV ein komplexes Punktesystem erfunden. Subventionen fliessen für: möglichst viele Veranstaltungstage mit möglichst vielen «Betreuenden», maximale Erreichbarkeit persönlich oder via Telefon, Konzepte und Strategien zur Förderung der Gleichstellung, Konzepte und Strategien zur Vernetzung mit anderen Organisationen, Konzepte und Strategien für die Integration von Kindern und Jugendlichen «mit besonderem Förderbedarf», Kommunikations-Leitbilder, Beschriebe von «Qualitätssicherung, Qualitätskontrollen oder eines Qualitätslabels».

Für all das bleibt in einer Freiwilligenorganisation in der Regel keine Zeit. «Die Anforderungen sind auf Organisationen zugeschnitten, die eine professionelle Geschäftsstelle mit möglichst viel Personal betreiben», kritisiert Maurus Zeier, Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz.



«Förderung der politischen Partizipation»: Jugendsession im Nationalratssaal, 2011.

Seine Partei profitiert ebenfalls (2013 bekam sie 31 551 Franken). Der Bund kann seine «Finanzhilfen» nämlich nicht nur Dachverbänden, sondern auch Einzelorganisationen gewähren.

Und das tut er auch: Auf der Empfängerliste des BSV stehen religiöse Organisationen (Bibellesebund Winterthur, die Heilsarmee Schweiz, die evangelikale Chrischona-Gemeinde oder die katholische Fokolar-Bewegung), Polit-Gruppierungen (wie die Euro-Turbos vom Forum Aussenpolitik) oder Gewerkschaften (Syna, Gewerkschaft des Verkehrspersonals, Travailsuisse, Unia-Jugend) sowie regionale Klubs wie die Naturschule Woniya in Masein GR oder der Theaterzirkus Wunderplunder in Burgdorf BE. Sie alle wetteifern um die besten Plätze unter dem Füllhorn des Bundes, aus dem zehn Millionen Franken pro Jahr sprudeln.

Obwohl in der bundesrätlichen Botschaft zum KJFG die Wörter «ehrenamtlich» 13-mal

und «freiwillig» 24-mal vorkommen, dienen die Subventionen in der Praxis kaum dazu, ehrenamtliches Engagement zu stärken. Das Beispiel des DSJ zeigt, dass aus Freiwilligen schnell bezahlte Funktionäre werden. Aktuell ausgeschrieben ist eine 80-Prozent-Stelle als «LeiterIn Finanzen und Personal», denn wo so viele Profis werkeln, muss es ja einen Personalchef geben.

Mit viel Idealismus bewirtschaften die Neo-Funktionäre eine Vielzahl von «Projekten», die letztlich alle die «Partizipation» der Jugendlichen fördern sollen. Was wurde erreicht? DSJ-Kommunikationschef (auch das gibt es jetzt) Mario Stübi nennt als Erfolg die «easyvote»-Abstimmungsbüchlein, die man in einer Auflage von 50 000 Exemplaren an die Jungen bringe. Auch gibt es neu eine Konferenz der kantonalen Jugendparlamente. Ziel des DSJ ist es, bis Ende 2015 in jedem Kanton ein Jugendparlament aus dem Boden zu stampfen – es ist der klassische

Top-down-Ansatz. Der Staat breitet sich auch dort aus, wo man ihn bisher nicht brauchte. Der DSJ ist ein Schulbeispiel für die Tendenz des Bundes, mit immer mehr Steuergeldern in immer mehr Lebensbereiche einzugreifen.

Der Bund messe der politischen Partizipation von Jugendlichen eine hohe Bedeutung bei, sagt Thomas Vollmer, stellvertretender Leiter des Bereichs Kinder- und Jugendfragen im BSV. «Dies insbesondere auch deshalb, weil im politischen System der direkten Demokratie das Erlernen von demokratischen Spielregeln und die Motivation für die Teilnahme am politischen Geschehen besonders wichtig sind.»

Doch fehlt es der Jugend an Bildung oder Motivation, um an der Demokratie teilzuhaben? Eine wissenschaftliche Grundlage dafür gibt es nicht. Die Jungen beteiligen sich rege an öffentlichen Debatten. Der Bund flickt heute auch Dinge, die gar nicht kaputt sind. ○



## Pikettys Armut

Das Erfolgsbuch des französischen Professors Thomas Piketty, «Capital in the Twenty-First Century», bettet sich in die vorherrschende Strömung der Kapitalismuskritik ein. Der gefeierte Autor übersieht wichtige Punkte. *Von Silvio Borner*

Das Buch von Thomas Piketty mit dem Titel «Capital in the Twenty-First Century» habe ich nur flüchtig überflogen. Damit gehöre ich auch zur grossen Mehrheit von Kommentatoren, die die tausend Seiten nicht studiert haben. Der einmalige Erfolg des Werks liegt nicht in einer neuen wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern in der politischen Einbettung in die vorherrschende Strömung der heute modischen Kapitalismuskritik: die Obsession mit der Ungleichheit. Pikettys Diagnose ist einfach und scheint statistisch (einigermassen) hieb- und stichfest: Die Reichen werden immer reicher, weil das Kapital langfristig einen höheren Ertrag erzielt als die Wachstumsrate der gesamten Volkswirtschaft. Das Rezept von Piketty dagegen ist ebenso einfach: eine progressiv umverteilende Einkommens- und eine konfiskatorische Vermögensbesteuerung.

Warum interessiert mich das nicht? Weil die wirtschaftliche Dynamik – auch der Verteilung – in diesem riesigen Zahlenfriedhof verschüttet wird.

1 — Piketty stützt sich auf lange und teilweise prekäre Zeitreihen der jeweiligen Einkommens- und Vermögensverteilung, die aufzeigen, dass nach einer Phase des Abbaus von Ungleichheiten in den letzten Dekaden diese wieder stark zugenommen haben. Das sind aber nur Verknüpfungen von blossen Momentaufnahmen, die nichts mit den Entwicklungen im Rahmen von Lebenszyklen in verschiedenen Generationen zu tun haben. Tatsache ist, dass mit dem Wachstum nicht nur die Durchschnittseinkommen gestiegen sind, sondern im Lauf des Erwerbslebens (fast) alle mehr verdienen und auch mehr sparen könn(t)en.

Nehmen wir an, dass vor dreissig Jahren ein armer junger Erwerbstätiger 100 verdient hat, ein reicher 200. Beide konnten ihr Einkommen im Verlaufe ihres Arbeitslebens real verdoppeln, so dass der Arme jetzt 200 hat, aber der Reiche 400. Was ist jetzt wichtiger? Dass sich alle Einkommen verdoppelt haben (Pareto-Verbesserung) oder dass sich die absolute Ungleichheit verdoppelt hat? Hätten sich die Einkommen als Folge einer umverteilungsorientierten Wirtschaftspolitik jedoch halbiert, wären beide schlechter dran, aber die absolute Ungleichheit hätte sich halbiert. Alle werden

ärmer, aber «gleicher». Ist das jetzt ein sozialer Fortschritt? Gerade in der Schweiz sind die unteren Einkommen stärker gestiegen als die oberen (mit Ausnahme des obersten Prozents), so dass sich das Dilemma zwischen «mehr» und «gleicher» gar nicht stellt.

2 — Einkommen in zweistelliger Millionenhöhe konzentrieren sich nicht nur auf ganz wenige Personen, sondern meist auch auf kurze Lebensphasen. Dies gilt insbesondere für Spitzenathleten oder Unterhaltungskünstler.



Blosse Momentaufnahmen: Star-Autor Piketty.

Nur wenige schaffen es wie die Rolling Stones, auch noch mit siebzig Jahren auf dem Buckel Millionengagen an einem einzigen Tag abzuzocken. Daten des *Forbes Magazine* zeigen, dass nur zehn Prozent der Milliardäre auf der Liste von 1982 dreissig Jahre später immer noch darauf figurieren. Reiche Leute häufen nicht nur viel Vermögen an, sie verlieren auch sehr schnell sehr viel, vor allem die Erben.

3 — Linke Ökonomen, angeführt von Krugman, wollen uns weismachen, dass wir vor einer grossen Stagnation stünden. Grund: Es gibt keine fundamentalen Innovationen mehr. Das würde

aber das Gegenteil von Pikettys Aussage voraussetzen, nämlich dass das Kapital zu wenig rentiert und deshalb Private zu wenig investieren. Deshalb müsse der Staat einspringen, um diese Lücke zu schliessen. Die grossen Zeiten der reinen Finanzgewinne liegen in der Tat wohl hinter uns. Das grosse Geld gemacht haben mit der IT-Revolution und der Globalisierung von Dienstleistungen in publikumsträchtigen Bereichen wie Sport, Unterhaltung, aber auch Kommunikation vor allem geniale Ingenieure. Bill Gates, Steve Jobs oder James Clark sind keine Kapitalisten im marxistischen Sinne oder gierigen Finanzhaie, sondern technologische Revolutionäre mit unternehmerischem Super-talent. Sie sind in ihrem Leben aus dem Nichts zu den Reichsten in der Welt aufgestiegen. Wären wir ohne diese Erfolgswunder besser dran? Der gesellschaftliche Nutzen jedes dieser drei ist sicher grösser als der der Rolling Stones.

4 — Selbst wenn die Kapitalerträge schneller wachsen sollten als die Löhne, folgt daraus nicht automatisch, dass im Zeitablauf die Armen immer ärmer werden und die Reichen immer reicher, so dass wir ohne staatliche Forcierung der Umverteilung dem Kapitalismus die moralische und die politische Grundlage entziehen. Wahr ist das pure Gegenteil: Übermässige und anreiztötende Umverteilungszwangsmassnahmen höhlen die Dynamik der Marktwirtschaft schleichend aus, was Piketty in seinem Heimatland ohne Tonnen von Statistiken leicht herausfinden könnte. Zudem haben führende Liberale immer wieder gefordert, die «Lohnabhängigen» am Kapital zu beteiligen, insbesondere in Form einer an Kapital gebundenen Altersvorsorge auf individueller Basis.

Genau das haben die Linken aber immer bekämpft oder verhindert. Piketty liefert so gesehen selbst bei statistisch vertretbaren Verteilungsdaten im Zeitablauf keine relevanten Informationen über die Lebenszyklen von Menschen in verschiedenen Generationen. Aufwärtsmobilität im Zeitablauf ist viel wichtiger als Verteilungen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Aber dafür brauchen wir innovations- und investitionsgetriebenes Wachstum und nicht wachstumshemmende Umverteilung mit der Brechstange.

Silvio Borner ist Kolumnist der *Weltwoche* und einer der angesehensten Ökonomen der Schweiz.

# Der Kommandant

Mario Draghi hat die Euro-Krise beruhigt. Jetzt will der Präsident der Europäischen Zentralbank Südeuropa aus der Misere helfen. Den Preis dafür zahlen die Sparer in ganz Europa.

Von Lisa Nienhaus



Wilde, unvernünftige Kinder: Spitzenbanker Draghi.

Es gab einen Moment in der Rede von Mario Draghi am vergangenen Donnerstag, da spürte man, dass der Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB) genau weiss, wie viel Macht er hat. Gerade hat er neue Massnahmen der Notenbank angekündigt. Den Deutschen Aktienindex hat er damit erstmals über die 10 000-Punkte-Marke getrieben, die deutschen Sparer in Angst und Schrecken versetzt. Dann kommt der Moment, als Draghi sagt: «Um die Erholung der Wirtschaft zu verstärken, müssen Banken und Politiker im Euro-Raum sich mehr bemühen.»

## «Folgt mir!»

Das klingt unspektakulär, aber nicht im Ton. Er sagt es sehr bestimmt und mit der Strenge eines Vaters, der überzeugt ist, dass er seine Kinder kraft seiner Autorität (und notfalls auch mit Drohungen) schon wieder zur Vernunft bringen kann. Banken und Politiker, das sind die wilden, unvernünftigen Kinder. Und Draghi, der Übervater, hält ihnen den Rücken frei, damit sie auf den Pfad der ökonomischen Vernunft zurückkehren können. Draghi sagt den mächtigen Frauen und Männern Europas: «Ich weiss, wo es langgeht. Folgt mir!»

Mario Draghi weiss sehr genau, wo er heute, nach zweieinhalb Jahren im Amt, steht. Er ist der mächtigste Mann Europas – zumindest wenn es

um Wirtschaft geht. Für Investoren und Banken gilt: Alles hört auf sein Kommando. Und jetzt fordert er immer nachdrücklicher, dass auch die Politik auf ihn hört. Sein Vorgänger, Jean-Claude Trichet, hat einmal gesagt, er bedaure es, die Politik nie lauter gemahnt zu haben. Draghi sendet seine Botschaften klar und laut. Wenn das Geheimrezept zum Machterhalt der deutschen Kanzlerin Angela Merkel in der Uneindeutigkeit liegt, im Sich-ja-nicht-zu-früh-Festlegen, dann hat Mario Draghi die gegenteilige Strategie. Er geht öffentlich hart an die Grenzen dessen, was seine Widersacher im EZB-Rat ertragen können – und schaut dann, ob sie ihm folgen. Nach dem Motto: *Just do it!*

Draghi handelt seit Beginn seiner Amtszeit so: Er prescht allein vor und baut damit Druck auf. So hat er es schon in seiner legendären Rede im Sommer 2012 in London getan. Ohne sich mit seinen Kollegen abgesprochen zu haben, versprach er, die EZB werde alles tun, um den Euro zu retten. «Und glauben Sie mir, es wird genug sein.» So setzte er den EZB-Rat unter Druck, die Märkte nicht zu enttäuschen. Der beschloss schliesslich das Staatsanleihen-Kaufprogramm OMT, das die Euro-Krise verlangsamte und aus Sicht vieler einen Rechtsbruch darstellte.

Nun machte Draghi es wieder genauso. Vor einem Monat kündigte er an: «Der EZB-Rat fühlt sich wohl damit, beim nächsten Mal zu

handeln.» Diese Äusserung war wieder ein Alleingang; die Vorsichtigen und Skeptischen im EZB-Rat waren nicht eingeweiht. Damit erzeugte der EZB-Präsident einen Erwartungsdruck der Finanzmärkte auf die EZB, der vor der Entscheidung von Tag zu Tag stieg. Sie sollte jetzt bislang Ungekanntes tun. Sollte das nicht klappen, so viel war klar, würden die Märkte im Juni einbrechen.

Am Ende hatte Draghi alle hinter sich, sogar Bundesbankpräsident Jens Weidmann. Einstimmig senkte der EZB-Rat die Zinsen. Als erste grosse Notenbank der Welt führt die EZB einen Minuszins für Banken ein. Dazu wird sie sich von nun an direkt in die Kreditvergabe der Banken einmischen. Denn Draghi verkündete: Banken können sich wieder langfristig Geld zu günstigen Zinsen von der Zentralbank leihen – allerdings nur, wenn sie garantieren, dass dieses Geld auch in Form von Krediten weitergereicht wird. Damit will Draghi das Geld, das man derzeit gerne in sicheren Ländern wie Deutschland lässt, wieder in den Süden lenken, vorzugsweise in kleine und mittelständische Firmen in Portugal und Spanien.

## Vorbild Amerika

Den Deutschen ist das alles längst zu viel. Viele fremdeln mit dem Mann, der ihre Vorstellung davon, was eine Notenbank tun sollte, auf den Kopf gestellt hat – der die EZB zu einer Zentralbank machen will, die der amerikanischen Federal Reserve und der Bank of England nacheifert.

Es ist der derzeitige Bundesbankpräsident Jens Weidmann, der sich öffentlich immer wieder gegen Staatsanleihenkäufe stemmt. Und das deutsche Bundesverfassungsgericht hat dafür gesorgt, dass Draghis Staatsanleihen-Kaufprogramm namens OMT derzeit nicht einsatzfähig ist – weil rechtlich zu umstritten. Die Deutschen, das weiss auch der EZB-Präsident, sind die Einzigen, die seine Macht noch beschränken.

Sie sind es, die sich auch jetzt wieder sorgen. Denn es sind Sparer, wie es sie in Deutschland viele gibt, die mit Mario Draghis Politik Geld verlieren. Wer sein Geld aufs Tagesgeldkonto legt oder damit Staatsanleihen von Ländern wie Deutschland kauft, kann damit nichts mehr gewinnen – oft nicht einmal den Wert des Geldes erhalten, das er hat.

Lisa Nienhaus ist Wirtschaftsredaktorin bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.

# Das Geheimnis des Dr. Abdullah

Abdullah Abdullah hat gute Chancen, am Wochenende zum neuen Präsidenten Afghanistans gewählt zu werden. Doch der smarte Widerstandskämpfer ist in Paris wegen Betrug, Misshandlung und Morddrohung angeklagt, wie Dokumente belegen, die der *Weltwoche* vorliegen. Von Urs Gehrig



«Ein Mann muss sich als Familienoberhaupt würdevoll benehmen»: Politiker Abdullah.

Afghanistan steht am Scheideweg. Nach dreizehn Jahren tritt Hamid Karzai als Präsident ab. In der Stichwahl um seine Nachfolge duellieren sich am Wochenende der Weltbank-Ökonom Ashraf Ghani und der ehemalige Aussenminister Abdullah Abdullah. Der Ausgang ist offen. Könnte der Westen wählen, wären die Würfel längst gefallen – zugunsten Abdullahs, 53, des smarten Widerstandskämpfers aus Kabul.

An der Seite von Ahmed Schah Massud, dem legendären «Löwen des Panshirtals», kämpfte Abdullah zuerst gegen die Sowjets, dann gegen die Taliban und zog 2001 als einer der Ersten in die befreite Hauptstadt Kabul ein. Bekannt für seine Offenheit und als Fürsprecher der Demokratie, ist er ein beliebter Gesprächspartner von US-Aussenminister John Kerry. «Welch ein grossartiger Typ!», schwärmt Frankreichs Ex-Aussenminister Kouchner über Abdullah. «Er ist der beste Präsident für Afghanistan.»

Mariamme Nadjaf, 36, weiss um das Risiko, diesen Mann anzugreifen. Entsprechend hat sie sich ihre Schritte lange überlegt. «Doch», so die zierliche Frau, «ich kann mich nicht für die Rechte der Frauen einsetzen und über mein eigenes Schicksal schweigen.»

## Kleines Paradies

Lang ist die Liste der – schwerwiegenden – Vorwürfe, welche sie gegen ihren ehemaligen Geliebten und Ex-Mann Abdullah vorbringt: Heirat unter falschem Vorsatz, Betrug, Gewalt, Misshandlung, Morddrohungen. Mariamme Nadjaf befindet sich in «sehr fragiler psychischer Verfassung», steht in der Anklageschrift, welche der *Weltwoche* vorliegt. Sie sei «noch immer traumatisiert von den Gewaltakten, die ihr Mr. Abdullah zugefügt hat».

Dabei hatte die geheime Liebe zwischen der quirligen Franko-Afghanin und dem studier-

ten Augenarzt mit dem messerscharfen Schlafzimmerblick ganz harmlos angefangen. Jahrelang war die Liaison gereift, bevor sie in einer versteckten Heirat gipfelte und in Morddrohungen zerschellte.

Begonnen hat alles in Paris, wo sich die Wege der beiden im Oktober 2003 zum ersten Mal kreuzten. Abdullah ist zu dieser Zeit Aussenminister Afghanistans und besucht die Generalkonferenz der Unesco. Mariamme, knapp 25-jährig, ist Praktikantin in der Botschaft Afghanistans, des Landes ihrer Eltern, das sie nur vom Hörensagen kennt, als kleines Paradies, wo Gastfreundschaft einst König war, die Vögel sanft sangen, bevor der jahrzehntelange Krieg das Idyll auslöschte.

Nach dem Sturz der Taliban 2001 scheint sich ein Fenster für eine friedliche Zukunft zu öffnen. Mariamme, studierte Juristin mit Mastertitel in internationalem Recht und Diplomatie, will ihren Teil zu der Wiedergeburt Afghanistans beitragen. «Wir brauchen Leute wie Sie», ermuntert Aussenminister Abdullah Mariamme in Paris.

Mariamme ist fasziniert vom Freiheitskämpfer, dessen Vater unter König Sahir Schah Senator war. Abdullah wirkt auf sie intellektuell inspirierend und verhält sich zuvorkommend. Sie kauft ein Ticket nach Kabul und packt die Koffer. Ihre jüngere Schwester ist sprachlos, ihre Eltern sind besorgt. Doch Abdullah hält Wort. Er findet ihr einen Job als Kontaktperson für Geberländer, den sie offenbar so gut ausführt, dass er sie bald ins diplomatische Korps aufnimmt und an die Uno in New York schickt.

2006 wird Mariamme erste Sekretärin der Uno-Mission am East River. Seit sie nicht mehr in Kabul wohnt und Abdullah von seinem Amt als Aussenminister entlassen worden ist (Präsident Karzai fürchtete seine wachsende Macht in der Regierung), ruft er sie öfter an. In stundenlangen Telefonaten gibt er den besorgten Doktor, fragt nach ihrem Wohlbefinden, erzählt von seinen Reisen, seinen französischen Freunden und Frauenhelden, die er verachte: «Ein Mann muss sich als Familienoberhaupt würdevoll benehmen», sagt er.

Langsam knackt die Schale des Formellen, Abdullahs Konversation driftet ab in Intimitäten. Das Feuer seiner Ehe sei längst erloschen, erzählt er Mariamme. Seine Ehefrau leide an einer «extrem ernsthaften hysterischen Neurose». Seit zehn Jahren lebe sie getrennt von ihm in Indien, und er besuche sie bloss noch der vier Kinder wegen.



2009 kandidiert Abdullah für die Präsidentschaftswahlen. Im Kabuler Hauptquartier seines Wahlkomitees, wo Mariamme ihm als politische Beraterin beisteht, bricht es aus ihm heraus: «Ich liebe dich, ich will deine Familie treffen, ich will dich heiraten.»

Ihre Prinzipien, ihre Religion und ihre Familienwerte hätten es nie zugelassen, für einen verheirateten Mann Gefühle aufkommen zu lassen, beteuert Mariamme. Doch Abdullah lässt nicht locker, verspricht ihr, die Scheidung einzureichen.

Nach der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen 2009 liegt Abdullah zurück. Er reklamiert Wahlbetrug und steigt aus dem Rennen aus. Statt in den Präsidentenpalast einzuziehen, reist er nach Nizza. Im April 2010 hält er im Haus von Mariammes Mutter um die Hand der Tochter an. Der galante Abdullah zieht alle Register, vergiesst sogar Tränen, um die zögernde Mutter umzustimmen. «Er sah von Gefühlen überwältigt aus», erinnert sich eine Zeugin des Heiratsantrags. Wenige Tage später wird in einer zivilen Trauung nach afghanischer Tradition der Bund fürs Leben geschlossen.

### Das Leben einer versteckten Mätresse

Für die religiöse Trauung lässt sich Abdullah indessen Zeit. Er fürchtet Konsequenzen für seine politische Karriere, sollte die Heirat mit der jungen Frankoafghanin bekannt werden. Er verlangt von Mariamme, dass ihre Ehe geheim bleibe, bis die Scheidung vollzogen sei. Mariamme verlässt den Job in New York auf Wunsch Abdullahs und zieht in ein kleines Haus, das er ihr in Kabul gemietet hat. Die Szene entbehrt nicht der Groteske: Während Mariamme Pläne schmiedet, wie die afghanischen Frauen aus dem Patriarchat befreit werden können, führt sie selbst das Leben einer versteckten Mätresse, scharf bewacht von Abdullahs Leibwächtern.

Fast täglich informiert Abdullah sie über die Fortschritte bei der Scheidung: «Sie steht kurz bevor», sagt er ihr immer wieder. Am 8. April 2011 lässt er den Bund durch einen Mullah besiegeln. Auch diese Zeremonie findet inkognito statt, weit weg von der Heimat der beiden, in einem Palast in Dubai. Einzig auf Reisen ins Ausland, wo er sich von Mariamme begleiten lässt, schlüpft Abdullah in die Rolle eines Ehegatten. In Paris blüht er auf, steigt mit ihr im edlen «Hôtel Lutetia» ab. Nach ein paar Gläsern Château Margaux kommt er ins Erzählen, spricht von Mätressen, die er einmal hatte oder immer noch besucht.

«Mariamme Nadjaf macht gravierende und kompromittierende Entdeckungen über ihren Ehemann», heisst es in der Anklageschrift. «Sie erfährt, dass ihr Ehemann Abdullah hinter ihrem Rücken mehrere ehebrecherische Beziehungen pflegt, insbesondere mit wichtigen politischen Persönlichkeiten; sie erfährt von seiner Bisexualität.»



«Nie irgendwelche Gefühle»: Abdullah, Mariamme.

Am frühen Nachmittag des 29. Juni 2011, in der Abgeschiedenheit ihres afghanischen Verstecks, erhält Mariamme einen Telefonanruf. Es ist Fakhrya, Abdullahs erste Ehefrau. «Wer sind Sie?», herrscht sie Mariamme an. Sie habe ihre Nummer im Telefon ihres Mannes gefunden. Dann kommt Abdullah ans Telefon und fordert Mariamme auf, ihre Identität preiszugeben. Mariamme gehorcht.

### «Du kontaktierst Herrn Abdullah nie mehr und vergisst sofort, was geschehen ist.»

Am frühen Abend ruft Fakhrya erneut an. «Ich wünsche dir alles Glück dieser Erde», säuselt sie mit süsser Stimme. «Komm, und lass uns feiern.» Abdullah weist Mariamme an, in seine Kabuler Residenz zu kommen, «um die Heirat öffentlich in Gegenwart der Familie zu bezeugen.»

Als Mariamme vor Mitternacht in Abdullahs Anwesen eintrifft, herrscht bleiernes Schweigen. «Jetzt werde ich zum ersten Mal die Wahrheit sagen», bricht Abdullah den Bann mit kalter Stimme. Er sei genötigt worden, Mariamme Nadjaf zu heiraten, er habe nie irgendwelche Gefühle für sie gehabt. Keine drei Monate nach der romantischen Hochzeit in Dubai implodiert Mariammes Ehe innert Sekunden. Fakhrya nennt Mariamme ein



Strassenmädchen, eine Prostituierte. Abdullah spricht von «talaq» (Scheidung). Der Showdown gipfelt in einer Reihe von Drohungen. «Wenn sie die Affäre öffentlich mache oder eine Anklage gegen ihn anstrebe, sei ihr Leben und das Leben ihrer Familie in Gefahr», warnt Abdullah gemäss Anklageschrift.

Aus Angst zieht Mariamme im Kabuler «Serena Hotel» ein, wo sie einen Anruf des ehemaligen afghanischen Geheimdienstchefs Amrullah Saleh erhält. Bei einem Treffen beschuldigt er sie, eine Agentin des Westens zu sein, rekrutiert, um die Karriere seines Freundes Abdullah zu zerstören.

### «Scheidung gemäss Scharia»

Saleh legt ihr eine Liste von Forderungen vor: «Du wirst nicht vor Gericht gehen, um die Scheidung einzureichen, sondern du akzeptierst die Scheidung gemäss der Scharia. Du kontaktierst Herrn Abdullah nie mehr und vergisst sofort, was geschehen ist. Du teilst diese Affäre mit niemandem (und besonders nicht mit der Presse). Du verlässt Afghanistan so bald wie möglich und kommst nie wieder zurück.» Es folgen weitere Anrufe. Anonym droht man Mariamme, ihr Säure ins Gesicht zu spritzen, sie zu vergewaltigen. Am 14. Juli 2011 verlässt Mariamme Kabul.

Zurück in Frankreich, beschliesst Mariamme, gegen Abdullah zu prozessieren. Am 6. Juli 2012 reicht sie am Tribunal de Grande Instance in Paris Zivil- und Strafklage ein. Vertreten wird sie von William Bourdon, dem Anwalt von Danielle Mitterrand, von französischen Häftlingen in Guantánamo sowie Opferfamilien des Pinochet-Regimes.

Abdullah versucht den Fall zu vertuschen. Beim Obergericht Afghanistans lässt er die Ehe mit Mariamme unter falschen Angaben auflösen. Vergangenen Dezember macht die französische Wochenzeitung *Nouvel Observateur* die Geschichte publik, ohne damit jedoch international Beachtung zu finden. Sollte Mariamme für ihre Anklage keine Beweise vorlegen, wird es für Abdullah ein Leichtes sein, den Fall totzuschweigen. Aktuell hält sie sich bedeckt. Sie will den Wahlausgang abwarten. «Mein Anwalt und ich wollen nicht, dass mein juristischer Kampf für Gerechtigkeit als politisches Instrument verwendet wird», schreibt Mariamme in einer E-Mail.

Abdullah gilt im Westen als der verlässlichste Partner im Kampf wider Taliban und al-Qaida, die Alternative «zwischen Pest und Cholera», wie der aussenpolitische Einflüsterer Frankreichs, Bernard-Henry Lévy, schreibt. Wegen einer «Affäre» wird man Abdullah kaum fallen lassen. In der ungewissen Zukunft Afghanistans gilt es, wichtigere Probleme zu lösen, als die Ehre einer ausländischen Frau zu retten, die in einer Mischung aus Liebe, Naivität und Ehrgeiz davon träumte, einmal First Lady am Hindukusch zu werden. ○



Wie ein pöbelnder Prolet in der Nacht: russischer Staatspräsident Putin.

## Politik der Brandstiftung

Russland sät Unfrieden in der Ukraine. Die Propaganda der Kreml-Medien scheint keine Grenzen mehr zu kennen. In einem Interview mit der *Weltwoche* in der vorletzten Ausgabe durfte Fernsehchefin Margarita Simonjan ungehindert lügen. *Eine Entgegnung von Stephan Hille*

Philipp Gut, stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche*, kündigte ein «Gespräch über Putin und die Welt aus russischer Sicht» an. Dies ist dem Blatt zweifellos gelungen. Doch indem Gut der Chefredaktorin des staatlichen Auslandssenders Russia Today (RT), Margarita Simonjan, eine Bühne für durchschaubare Falschinformationen ohne kritische Nachfragen bot, hat sich die *Weltwoche* vor den Propagandakarren des Kremls spannen lassen. Was aber ist die Perspektive, aus der heraus Russland agiert?

Mit seiner Politik der Brandstiftung in der Ostukraine und der Annexion der Krim hat der Putinismus sein wahres Gesicht gezeigt: Ein Land, das im Inneren von zunehmender Gesetzlosigkeit geprägt ist, schert sich plötzlich auch in der Aussenpolitik nicht mehr um internationales Recht. Zur völligen Verblüfung der Staatengemeinschaft. Putin, der von

sich gesagt hat, er sei als verrohter Strassenjunge aufgewachsen, wo nur das Recht des Stärkeren zählt, ist offenbar wieder in seiner Kindheit angekommen. Der russische Präsident verhält sich tatsächlich wie ein pöbelnder Prolet in der Nacht, der den Streit sucht. So einem möchte der Normalsterbliche lieber aus dem Weg gehen, weil er keine Chance hat, dem Konflikt auszuweichen. In einem solchen Fall hilft eigentlich nur wegzurennen oder die Polizei zu rufen. Übertragen auf Russland ist beides nicht möglich.

### Rhetorik aus dem Zweiten Weltkrieg

Putin hat die schlummernde Nato mit einem Weckruf aufgeschreckt. Plötzlich muss sich das Militärbündnis widerwillig den Kopf zerbrechen über seine Verteidigungsfähigkeit in Europa. Für den Fall der Fälle, den man eigentlich im Archivschrank der Geschichte

wähnte. Der Kreml macht Aussenpolitik aus einem anderen Jahrhundert und spannt seine schärfste Propagandabüchse: den Kampf gegen den Faschismus, denn damit hat Moskau schliesslich Erfahrung. Seit Beginn der Krise sind die russischen Staatsmedien voller Rhetorik aus dem Zweiten Weltkrieg. Die simple Botschaft der Mediensoldaten: Der Machtwechsel in Kiew ist das Werk von Faschisten, die nun alle Russen in der Ukraine bedrohen. Auf dieser Klaviatur durfte auch die RT-Chefin Simonjan, wenn auch nicht ganz so platt, im Interview mit der *Weltwoche* spielen. Aber Lügen bleiben nun einmal Lügen, zum Beispiel die Behauptung, Kiew habe die russische Sprache verboten. Der entsprechende Gesetzentwurf trat nie in Kraft.

Die Putin-Versteher argumentieren, dass die USA keinen Deut besser agierten. Selbst wenn es so wäre: Darf ein Unrecht das nächste recht-

fertigen? Das wäre ja wie im Kindergarten: Der John schubst, also darf der Ivan auch, er muss sogar.

Aber will Wladimir Putin wirklich den Konflikt mit dem Westen und eine Neuauflage des Kalten Krieges? Vermutlich nein. Russland fühlt sich vom Westen unverstanden, ausgegrenzt und nicht mit dem ihm gebührenden Respekt behandelt. Moskau glaubt sich umzingelt. Die herrschende Elite fürchtet eine Ukraine, die sich mit der EU einlässt, wie die Beulenpest. Eigentlich müsste Moskau ein Interesse an einem stabilen und prosperierenden Nachbarn haben, tatsächlich aber fühlt es sich nur dann sicher, wenn der Kreml in Kiew mitregieren kann.

### Die gefährliche Saat ging auf

Dass die Ukraine mit dem Kollaps der Sowjetunion unabhängig wurde und für Russland verloren ging, haben die herrschenden Eliten und das Gros der russischen Gesellschaft auch zwanzig Jahre danach noch nicht verkraftet. Schliesslich liegt in Kiew die Wiege aller Russen. Auf der Krim nahm die Christianisierung Russlands ihren Lauf. Die Ukraine ist für Russland heiliges, aber nun fremdes Land. Dass die russische politische Klasse unter den Phantomschmerzen leidet, die jedes untergegangene Imperium durchleiden musste, ist verständlich, darf aber eine «Putin-Doktrin», wonach der Kreml ein Mitspracherecht in Angelegenheiten der einstigen Sowjetrepubliken und heute souveränen Staaten wünscht, nicht rechtfertigen.

Der inzwischen zum Bürgerkrieg gereifte Konflikt ist überhaupt erst durch die Politik und das Zündeln des Kremels angefacht worden. Erst nachdem Putin die Ukraine und ihr Regime, das auf ihn hörte und in seinem Sinne handelte, nicht mehr halten konnte, trug er die Saat des Unfriedens ins Nachbarland und düngte sie. Mit Erfolg: Der Plan und die gefährliche Saat gingen auf.

Denn bis Februar und März 2004 hatte es weder auf der Krim noch im Osten der Ukraine eine nennenswerte separatistische Strömung gegeben. Aktuelle Umfragen zufolge will nur eine Minderheit der Bevölkerung eine Abspaltung ihres jeweiligen Landesteils vom ukrainischen Staat. Selbst auf der Krim, wo noch Anfang der 1990er Jahre viele Bewohner die Zugehörigkeit zu Kiew beklagten, spielte die Pro-Russland-Bewegung bereits Mitte der neunziger Jahre keine bedeutende Rolle mehr.

Dies änderte sich schlagartig mit dem Putsch des moskauhörigen Sergej Aksjonow, Führer einer unbedeutenden prorussischen Partei auf der Krim. Wie aus dem Nichts tauchten die «grünen Männchen» auf: hochprofessionell ausgerüstete Soldaten in Uniformen ohne Hoheitszeichen, nach offizieller Sprachregelung «lokale Selbstverteidigungskräfte», in Wahrheit aber, wie Präsident Putin später zugab,

russische Soldaten. Es folgte das handstreichartige Referendum, mit dem der Kreml die völkerrechtswidrige Annexion der Krim rechtfertigte.

Dass Wladimir Putin mit dem Anschluss der Krim den tragenden Pfeiler der europäischen Friedensordnung, das Prinzip der Unverletzlichkeit von Grenzen, eingerissen hat, scheint ihn nicht zu kümmern. Trotzig beruft sich Moskau auf das Selbstbestimmungsrecht und beklagt mit Verweis auf das Kosovo eine vermeintliche Doppelmoral des Westens, so auch RT-Chefin Simonjan im Interview mit der *Weltwoche*. Doch auch der Jurist Putin sollte wissen, dass in der völkerrechtlichen Praxis das Prinzip der territorialen Integrität von Staaten stets Vorrang vor dem Recht auf Selbstbestimmung hat, es sei denn, eine ethnische Minderheit wird – wie im Kosovo geschehen – vom Staat systematisch und in ihren elementaren Menschenrechten eingeschränkt. Auf der Krim und in der Ostukraine war davon keine Spur, in Tschetschenien, das in zwei Kriegen von Moskau ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung brutal zusammengekartätscht wurde, könnten Völkerrechtler zu einem anderen Schluss kommen.

### Bis Februar und März gab es auf der Krim keine nennenswerte separatistische Strömung.

Im Osten der Ukraine endete der Versuch selbsternannter «Volksvertreter», die sich inzwischen zu Warlords aufgepumpt haben, das Krim-Szenario für ihre Regionen zu wiederholen, in offenem Krieg. Die Übergangsregierung in Kiew ist daran nicht unschuldig und wäre gut beraten gewesen, die Fliehkräfte im eigenen Land zunächst energischer mit Diplomatie, anstatt mit roher staatlicher Gewalt einzufangen.



Sackgasse: Fernsehjournalistin Simonjan.

Doch die Hauptschuld für die Gewaltspirale liegt einmal mehr in Moskau. Dass Russland die bewaffneten Gruppen mit Mensch und Material unterstützt, darf als sicher gelten. Würde Wladimir Putin wirklich die Gewaltspirale in der Ostukraine stoppen wollen, hätte er frühzeitig die «Volksvertreter» in ihren selbsterklärten Volksrepubliken zur Raison rufen können. Er könnte auch das Einsickern von Söldnern, tschetschenischen Kämpfern und wer sonst noch alles mit dem Gewehr in der Hand den slawischen Brüdern in Donezk, Slowjansk und Luhansk über die russische Grenze zu Hilfe eilt, stoppen.

### Was Putin wirklich will, bleibt unklar

Kurzfristig hat Putin sein Ziel, die Ukraine zu destabilisieren, ohnehin erreicht. Eine weitere Eskalation kann er sich kaum leisten, weder militärisch noch wirtschaftlich. Was Putin wirklich will, bleibt unklar. Seine abenteuerliche Politik hat ihm im eigenen Land zu ungeheurer Popularität verholfen. Putins Kapital ist das von ihm aufgebaute Bild des starken Mannes, das ihm die russische Öffentlichkeit bisher gerne glaubt und das von den eigentlichen Problemen im Land ablenkt. Diese Rolle muss Putin weiterspielen, doch sie führt in die Sackgasse. Denn von Hurratriotismus und einer «Wir sind wieder wer»-Stimmung allein wird in Russland niemand satt. Der volkswirtschaftliche Preis ist hoch, und die Zeche wird erst noch zu zahlen sein. Was, wenn sich Putin den starken Mann nicht mehr leisten kann?

Stephan Hille war von 2000 bis 2003 Korrespondent der *Weltwoche* in Moskau.

# «Ich betrachte die Ehe als Geschäft»

Ihr Ratgeber «Hello Mr. Rich!» ist ein Bestseller. Ihre inszenierten Auftritte sind je nach Ansicht amüsant oder peinlich. Gespräch mit Irina Beller, der provozierendsten Millionärsgattin der Schweiz.

Von Beatrice Schlag und Vera Hartmann (Bild)

**Frau Beller, Ihr Leitfaden richtet sich an Frauen, die einen reichen Mann heiraten wollen. Aber Ihre Tipps, wie man einen Mann findet und behält, sind durchaus nicht nur auf Millionäre anwendbar.**

Genau. Männer sind Männer, ob sie Geld haben oder nicht.

**Der Ton Ihres Buches verrät nicht besonders viel Respekt vor Männern.**

Das stimmt nicht. Ich habe Respekt vor Männern. Die meisten halten Wort, wenn sie etwas sagen. Aber ich bin etwas ironisch, denn ich glaube, wir Frauen sind viel komplizierter. Wir denken und analysieren viel mehr. Männer können eine Frau sehen und total durchdrehen. Frauen sind etwas anspruchsvoller.

**Frauen können auch ziemlich kopflos werden, wenn sie sich verlieben.**

Ja, weil sie jemanden unbedingt wollen und ihr Kopf sich Geschichten zurechtlegt. Männer wollen es oft nicht einmal, aber ihr Trieb ist stärker als sie. Darüber spotte ich. Ich sehe Männer, wie sie sind. Das heisst nicht, dass ich sie nicht respektieren kann.

**Sie sagen sehr offen, dass Sie Ihren Mann wegen seines Geldes geheiratet haben. Warum Ihr Mann Sie geheiratet hat, leuchtet jedem ein, der Ihr Buch gelesen hat.**

Wirklich? Das verstehen die Leute in der Regel weniger.

**Ihr Mann hat vermutlich mit Ihnen noch keine langweilige Minute verbracht. Viel Besseres kann einem Mann nicht passieren.**

Das stimmt. Mir ist vielleicht manchmal langweilig. Aber ihm tatsächlich nicht.

**Täuscht der Eindruck, dass Sie einander gerne mögen?**

Nein. Manchmal hassen wir uns allerdings auch. Gestern Abend ist es wieder einmal etwas laut geworden. Aber heute Morgen haben wir uns bereits wieder umarmt.

**Warum erregen Sie in der Schweiz so viel Aufsehen?**

Gute Frage. Die Art, wie ich mich präsentiere, weckt in der Moral vieler Menschen etwas, mit dem sie nicht klarkommen: Was will diese blöde Ausländerin? Und sie vergessen es nicht. Wenn mich jemand nicht interessiert, ärgere ich mich nicht. Ich lese

nichts über ihn und schreibe keine bösen Briefe. Viele Leute sagen, Irina Beller interessiert sie nicht. Aber offensichtlich sehen und lesen sie alles über mich.

**Erträgt die Schweiz nicht ein paar bunte Vögel, die aus dem Rahmen fallen?**

Nein. Vielleicht ist das eine nationale Besonderheit: diese konstante Bescheidenheit, das Nicht-Herzeigen, Nicht-Auffallen, Nicht-Lachen, Nicht-Leben. Es gibt klare Vorstellungen, was man nicht darf.

**Macht es Ihnen Spass, dagegen zu verstossen?**

---

**«Männer können eine Frau sehen und total durchdrehen. Frauen sind etwas anspruchsvoller.»**

---

Ja, es macht mir Spass. In Amerika wäre mein Verhalten absolut normal. Aber hier bin ich eine dahergelaufene Ausländerin, die nicht arbeitet, einen reichen Mann hat und darauf pfeift, was die anderen von ihr denken. Das erlaubt sich hier fast niemand, auch unter den Reichen nicht. Und das ärgert viele. Man redet hier so viel von Freiheit. Aber wehe, wenn man sich ein bisschen mehr erlaubt als andere.

**Was hält Ihr Mann davon?**

Ich glaube, es gefällt ihm. Er getraut sich das selber nicht und sagt dann: «So ist meine Frau halt.» Aber ich glaube, er ist sehr stolz auf mich.

**«Taktik» ist in ihrem Buch ein wichtiges Wort. Sie raten Frauen, Männer gezielt zapeln zu lassen, ohne Make-up nicht einmal zum Briefkasten zu gehen, das männliche Ego aufzubauen und nie zu nörgeln. Das erfordert sehr viel Disziplin und Selbstverleugnung.**

Ich schminke mich höchstens zwei oder drei Mal pro Woche. Jetzt habe ich mich geschminkt, weil ich mit Ihnen verabredet bin. Zur Taktik: Wenn eine Frau nur Spass haben will mit einem Mann, kann sie das alles vergessen. Aber wenn sie heiraten will, muss sie sich anstrengen. Sie strengen sich doch im Job auch an. Für mich ist die Ehe ein Job, egal ob der Mann reich ist oder nicht. Will eine Frau einen Mann halten, kann sie nicht von ihm



«Es geht doch nicht um Geld, sondern um



*Anerkennung und Erfolg*: Irina Beller.

Weltwoche Nr. 24.14

Bild: Vera Hartmann für die Weltwoche (13 Photo), oldtimergalerie.ch, Standort Dolder



«Ich will Erfolg, auch in meiner Beziehung»: Ehepaar Irina und Walter Beller.

verlangen, dass er sie ein Leben lang dafür liebt, wie sie war, als er sie kennenlernte.

**Was heisst das?**

Wenn eine Frau faul wird, merkt sie das schnell. Denn Männer sind leider so konzipiert, dass sie dann nach links und rechts zu schauen beginnen. Das gilt nicht nur für Mr. Rich, sondern für alle. Will man das? Fängt man jedes Mal eine neue Beziehung an, wenn es so kommt? Ich will Erfolg, auch in meiner Beziehung. Ich will bei meinem Mann die Nummer eins sein, also muss ich etwas tun. Ich könnte jeden Tag bis zwölf schlafen, aber ich stehe immer um halb sieben auf. Mein Mann sagt, wenn ich zehn Kilo mehr hätte, würde ihn das nicht stören. Trotzdem schufte ich stundenlang im Fitness.

**Warum haben Sie das Buch geschrieben?**

Das fragen mich viele. Reicher wird man damit nicht. Ich habe das für mich gemacht. Ich möchte vor mir Respekt haben können.

**Gehen Frauen, die wie Sie aus der Ukraine oder aus Russland stammen, anders mit Männern um als Schweizerinnen?**

Ja. In Russland gibt es schon seit langem einen Frauenüberschuss. Das ist ein altes Thema in unserer klassischen Literatur. Es

war immer normal, dass Männer viel älter waren als Frauen. Sie haben genug Auswahl, auch wenn sie nicht reich sind. Da lernt man, um einen Mann zu kämpfen. Das bemerkt man inzwischen auch in der Schweiz. Die Frauen aus dem Osten und die Latinas nehmen sich die besten Männer.

**Was machen sie anders als Schweizerinnen?**

Männer wollen keine Frauen, die mit harten Bandagen kämpfen. Schweizerinnen sind oft sehr hübsch und gut ausgebildet. Aber sie sind sehr direkt und oft unflexibel. Sie wissen



nicht, wie man das Ego eines Mannes pflegt. Sie vergessen, dass Männer offene Kritik ganz schlecht ertragen. Und dann staunen sie, dass der Mann sich eine Frau von der Palme pflückt, die nicht einmal richtig Deutsch kann, und sie mit Geschenken überhäuft.

**Wie pflegt man das Ego eines Mannes?**

Indem man ihm sagt, wie klug, gut und grossartig er ist. Indem man ihn auf Fehler hinweist, ohne zu nörgeln. Indem man der Boss der Familie ist, aber genau weiss, wo man schweigen und über Kleinigkeiten hinwegsehen muss. Schweizerinnen suchen oft die direkte Konfrontation. Das mögen Männer nicht, schon gar nicht, wenn sie Geld haben. Denn den reichen Männern laufen die Frauen sowieso nach.

**Sind Männer leichter zu manipulieren als Frauen?**

Frauen sind doch schlauer als Männer. Von einem Mann kann man alles bekommen. Die Kunst besteht darin, den Schlüssel zu ihm zu finden, denn jeder Mann hat einen eigenen. Je klüger die Frau ist, desto schneller findet sie ihn.

**Sie schreiben, eine kluge Frau trumpft nicht mit Intelligenz auf, wenn sie einen Mann beeindrucken will. Trotzdem fordern Sie Frauen eindringlich auf, etwas für ihr Gehirn zu tun, zu lesen, zu lernen, für sich eine Lebensaufgabe zu finden.**

Ich weiss, dass es nicht sehr moralisch ist, jungen Frauen beizubringen, wie sie einen reichen Mann finden. Aber ich sage auch, sie sollen Mr. Rich, wenn er etwas von ihnen verlangt, was ihnen zuwider ist, verlassen. Aber wenn er einen anständigen Charakter hat, kann man an der Liebe arbeiten. Meine Lebensaufgabe ist, dafür zu sorgen, dass es meinem Mann, mir und meiner Familie gutgeht. Ich habe viele Verwandte in Russland und in der Ukraine, von denen einige ohne meine Unterstützung nicht überlebt hätten.

**Sie geniessen Ihr Geld sehr offensichtlich.**

Es geht doch nicht um Geld, sondern um Anerkennung und Erfolg. Es bedeutet, dass ich etwas im Leben erreicht habe, auch wenn ich einen reichen Mann geheiratet habe. Das ist nicht so einfach. Und da, wo ich herkomme, zeigt man mit Stolz und Freude, was man erreicht hat. Das gefällt mir.

**In einem Interview mit Vera Dillier sagten Sie, Sie würden sich gerne als alberne Tussi präsentieren.**

Da war ich in Rock-'n'-Roll-Laune. Und unsere Reality-Show soll unterhaltend sein. Da will ich niemanden mit philosophischen Themen langweilen und beweisen, dass ich Tiefe habe.

**Was lesen Sie?**

Klassische Literatur. Vieles von dem, was ich in «Hello Mr. Rich» beschrieben habe, können Sie schon bei Balzac, Stendhal, Maupassant oder Oscar Wilde finden. Von den zeit-

genössischen Autoren begeistert mich Charles Lewinsky sehr.

#### **Investieren Sie Ihr Geld selber?**

Ich handle jeden Tag ein bisschen an der Börse. Zehn Mal liege ich richtig, beim elften Mal ist alles wieder weg. Denn die Börse ist wie eine Frau, total unlogisch.

#### **Haben Sie das von Ihrem Mann gelernt?**

Ich habe es ihm beigebracht. Aber er ist klug genug, nicht zu spekulieren. Er ist kein Zocker. Und das ist wunderbar so.

#### **Spenden Sie?**

Sehr viel und ohne es von den Steuern abzuziehen. Schon deswegen, weil ich glaube, dass man bestraft wird, wenn man nicht teilt. Ausserdem macht Spenden gute Laune.

#### **Was haben Sie gegen emanzipierte Frauen?**

Für mich ist eine Emanze eine Frau, die mit einem Mann lebt und für sich selber zahlt. Warum soll ich auch noch bezahlen, wenn ich mich einem Mann schenke? In Russland gilt eine Frau schon mit 25 als alt. Bei Männern hingegen gilt: je älter, desto besser. Für diese Ungerechtigkeit sollen die Männer bezahlen. Ich bin wahrscheinlich für selektive Emanzipation. Denn dass Frauen ihre Meinung sagen sollen, ist natürlich sehr okay. Aber eben: Eine schlaue Frau bringt es fertig, dass ihre Meinung irgendwann auch seine wird.

#### **Wie kritisieren Sie Ihren Mann, wenn sein Verhalten Sie verletzt?**

Erst denke ich nach. Dann gehe ich ein paar Tage lang schweigend auf Distanz. Wenn er bereit ist zu reden, sage ich ihm, was mich verletzt hat, kurz, klar und knapp. Und dann rede ich nicht mehr darüber.

#### **Reiche Männer, sagen Sie, finde man eher in Wellness-Kliniken und in den Cafeterias teurer Spitäler als in Nachtclubs.**

In den Clubs gibt es ein riesiges Angebot an attraktiven Frauen. In Wellness-Kliniken

---

#### **«Die Frauen aus dem Osten und die Latinas nehmen sich die besten Männer.»**

---

und Spitälern haben Männer viel Zeit und Langeweile. Aktionärsversammlungen sind auch ein guter Ort. Da muss man sich allerdings vorher informieren, wer die wirklich Reichen sind.

#### **Ist man je reich genug?**

Nein, von Geld und Anerkennung kann man nie genug bekommen.

#### **Wird es nie langweilig, Geld für sich auszugeben?**

Das ist mir schon längst langweilig geworden. Ich hasse Shopping. Es geht zack, zack, und das reicht dann hoffentlich für ein paar

Monate. Mein allererster Ring hat mir sehr viel mehr Freude gemacht als der, den ich vor kurzem geschenkt bekam.

#### **Trotzdem sagen Sie, Glück könne man kaufen.**

Wenn ich jemandem helfen kann, indem ich ihm etwas kaufe, was ihn glücklich macht, bin ich auch glücklich. Was ist das anderes als gekauftes Glück?

#### **Ihrer Meinung nach sind alle Männer irgendwann untreu. Betrogene Frauen, fordern sie, sollen als Wiedergutmachung teure Geschenke verlangen. Tut Untreue dann weniger weh?**

Ich betrachte Ehe durchaus als Geschäft. Jede realistische Ehefrau weiss, dass ihr Mann irgendwann fremdgehen wird. Wenn es passiert und er sich dumm genug verhält, dass die Frau davon erfährt, ist sie natürlich verletzt. Wenn die beiden zusammenbleiben wollen, ist das der Zeitpunkt für ein Geschenk, und zwar für ein besonders teures. Denn Seitensprung kostet. Die Untreue ist damit nicht aus der Welt zu schaffen. Aber wenn der Mann reich ist, bleibt seiner Frau neben dem angeschlagenen Selbstvertrauen wenigstens etwas Tröstliches.

**Irina Beller:** Hello Mr. Rich! – So heirate ich meinen Millionär. You Life Productions. 176 S., Fr. 29.95



## **Zahlungslösungen für E-Shops: Auch das ist die Post.**

Die Post bietet Ihnen E-Commerce-Dienstleistungen entlang der gesamten Wertschöpfungskette an. Zum Beispiel die Bezahlösungen von PostFinance mit über 80 in- und ausländischen Zahlungsarten. Zahlen Ihre Kunden lieber mit Rechnung, integrieren wir auch diese Möglichkeit und übernehmen auf Wunsch das gesamte Debitoren Management. Alle Infos unter [post.ch/e-commerce](https://post.ch/e-commerce).

**DIE POST**   
Gelb bewegt.



Sternstunden  
der Schweiz

# Süßes Gold

Erst als der Waadtländer Daniel Peter (1836–1919) die Schokolade mit Milch verfeinern konnte, eroberte sie die Welt. Heute gehört sie zum Schweizer Selbstverständnis wie die Berge und die Uhren. *Von Peter Keller*



1875 gelingt der Durchbruch: Pionier Peter.



Mechanisierte Manufaktur: Tüftler Cailler.



Haltbarkeit von Milch: Chemiker Nestlé.



Positive Wahrnehmung der Schweiz: Sprüngli-Schokolade-Werbung, 1913.



Heiraten hilft. 1863 stehen der Metzgerssohn Daniel Peter und Fanny-Louise, die älteste Tochter des Waadtländer Chocolatiers François-Louis Cailler, vor dem Altar. Der Schwiegervater ermuntert den jungen Unternehmer – er hatte eine Kerzenfabrik betrieben – zur beruflichen Umorientierung. Fortan dreht sich Peters Leben um die süsse Masse namens Schokolade.

Als der Frischvermählte in der elterlichen Fabrik seiner Gattin zu arbeiten beginnt, sieht die Zukunft alles andere als rosig aus. Rundherum gibt es eine Vielzahl von Schokoladeproduzenten, die grösser, bekannter, erfolgreicher sind als die Familie Cailler. Doch

---

## Der Legende nach hat Lindt einmal vor dem Wochenende vergessen, seine Maschinen abzustellen.

---

Konkurrenz hilft und zwingt zu mehr Kreativität. Dem Quereinsteiger ist klar, dass er seinen eigenen Weg finden muss. Dafür brauchte Peter die Welt nicht neu zu erfinden. Aber zusammenzuführen, was zusammenpasste. Ihm hilft die Freundschaft mit dem noch unbekanntem Chemiker Henri Nestlé. Dieser pröbelte damals an der Haltbarkeit von Milch herum. Mit der Herstellung eines Milchkpulvers revolutionierte Nestlé die Säuglingsnahrung, parallel dazu verbreitet sich die Kondensmilch. Peter erkennt das Potenzial: Die Beimischung von Milch würde die bis anhin eher zähe und bittere Schokolademasse verfeinern. Nur vertrugen sich das Fett der Kakaobutter und der Wassergehalt der Milch nicht. Dazu kam das Problem der raschen Verderblichkeit.

Misserfolg heisst auch Ansporn, es besser zu machen. Über Jahre experimentiert Daniel Peter am Verfahren. Manchmal glaubt er die Lösung gefunden zu haben, wie er später erzählt, doch nach einigen Wochen hätten seine Proben wie «schlechter Käse» und «ranzige Butter» gerochen. «Ich war verzweifelt – aber was tun?» Weitermachen, anders machen. Endlich gelingt 1875 der Durchbruch: Er entzieht der Kakaomasse sämtliche Fette, mischt dann Nestlés Milchkpulver sowie Zucker hinzu. Am Schluss wird die Kakaobutter wieder beigefügt. Voilà: Die Formel für die «chocolat au lait» ist gefunden. Bis jedoch das neue Produkt als Tafelschokolade im heutigen Sinne erhältlich ist, sollte es noch rund zehn Jahre dauern.

### Deutsche werben mit Schweizer Klischees

Dass gerade die Schweiz, ein Land ohne Kolonien, ohne eigenen Zugang zum Rohstoff Kakao, zum weltweiten Synonym für gute Schokolade wurde, hat mit Zufällen zu tun, aber nicht nur. Nestlés Kindernahrungspulver, der Aufschwung der einheimischen Milch- und Milchverarbeitungswirtschaft machten

die industrielle und qualitativ hochstehende Herstellungsform erst möglich.

Dazu kam das animierende Umfeld: Daniel Peters Schwiegervater, François-Louis Cailler (1796–1852), der sein Handwerk in Turin gelernt hatte, nutzte als Erster die Wasserkraft und mechanisierte seine winzige Schokoladenmanufaktur. Überhaupt waren letztlich die Tüftler, Chemiker und Ingenieure entscheidend für die wirtschaftliche Erfolgsgeschichte dieses Genussmittels als Köche und Konditoren. Philippe Suchard (1797–1884) konstruierte eine von einem Wasserrad betriebene Knetmaschine, die die Kakaobohnen zerkleinerte, mahlte und zu einem Brei verarbeitete. Er konnte die Tagesproduktion auf dreissig Kilogramm steigern. Auch Charles-Amédée Kohler (1790–1874), ein Kolonialwarenhändler aus Lausanne, verbesserte die Fabrikation und schuf mit der Haselnusschokolade einen bis heute gültigen Klassiker.

Schliesslich war es aber ein Berner, der das Produktionsverfahren revolutionierte und für ganz neue Geschmacksdimensionen sorgte: Rudolf Lindt (1855–1909). Der Legende nach hat er einmal vor dem Wochenende vergessen, seine Reibemaschinen abzustellen, worauf die Masse drei Tage und drei Nächte ununterbrochen durchgeknetet («conchiert») wurde. Mit sensationellen Nebenwirkungen: Das Resultat zerging auf der Zunge, liess sich problemlos in alle möglichen Formen giessen und entfaltete einen Strauss zarter Aromen. Vorbei die Zeiten, da die Konsumenten auf einem zähen, bitter-herb schmeckenden Teig herumkauen mussten. «Chocolat fondant» – Schmelzschokolade – nannte Lindt seine Erfindung.

«Bis nach 1900 blieb die Schweiz die alleinige Herstellerin von Milkschokolade und verfügte damit über einen mehrjährigen *first mover*-Vorteil», schreibt Roman Rossfeld in seiner Dissertation «Schweizer Schokolade». Man nutzte den technischen Vorsprung und trug gemeinsam zum guten Ruf der hiesigen Produktion bei. Die Patrons bürgten gleichsam mit ihren Namen: Suchard, Tobler, Cailler, Lindt, Sprüngli, Peter, Kohler ..., die Liste liess sich fortsetzen. Daniel Peter betonte seine Pionierrolle («le premier des chocolats aus lait»), während Philippe Suchard bereits auf die positive Wahrnehmung der Schweiz setzte: «Suchard's reine Schweizer Alpenmilch-Schokolade».

Die Verschweizerung der Schokolade war so erfolgreich, dass selbst deutsche Produzenten mit helvetischen Klischees wie Sennhütten und Alpentälern auf Kundentanz gingen. Stollwerck, die grösste deutsche Schokoladenfabrik, produzierte eine «Swiss Milk Chocolate». Andere wählten für ihre Milkschokolade bewusst schweizerische Namen wie «Luzerna», «Rigi» oder gar «Rütli» ... Aber auch die hiesigen Unternehmen gingen wenig zimperlich vor. Mit Sammelkarten wurden

Kinder als Kunden gewonnen. Dazu kamen Wettbewerbe, Postkarten, Plakatschilder, Sponsoring, Treueprämien, Rabattaktionen. Die Macher setzten auf beschauliche Motive der touristischen Schweiz – griffen dabei aber zu den modernsten Marketingmitteln. Aus heutiger Sicht eher kurios erscheint der Werbecoup des Tessiners Aquilino Maestrani: Er kauft für achtzig Franken (!) den unterhalb von Göschenen an der Gotthardstrasse stehenden «Teufelsstein» und lässt ihn schokoladenbraun anstreichen. Dann wird der dreizehn Meter hohe Felsen mit dem Slogan «Schokolade Maestrani ist die beste» versehen.

### Schokolade als Bussgetränk

Entdeckt wurde die Kakaobohne in Südamerika durch spanische Kolonisatoren. Hinter deren Schwertern folgten Missionare, Mönche und Nonnen, Menschen mit Kultur und Sinn für gutes Essen und Trinken. Es waren katholische Geistliche, die der bitteren Masse Zucker beimischten und die heisse Schokolade als Süssgetränk etablierten. Glücklicherweise fand Papst Pius V. dieses seltsame Gebräu aus Übersee so scheusslich, dass er es 1569 der ganzen Christenheit als Bussgetränk für die Fastenzeit empfahl. Nun ging das grosse Schlemmen erst recht los in den katholischen Küchen Europas.

Was hat diese Episode mit den Schweizer Sternstunden und Daniel Peter zu tun? Die moderne Schokoladenindustrie entstand am Léman-Bogen, dort, wo der protestantische Sinn fürs Geschäft sich kreuzt mit dem katholischen Kulturkreis, mit der lateinischen Gaumenfreude. «Wider alle wirtschaftliche Vernunft, allein aus religiösen Gründen, stehen die berühmtesten Schokoladenfabriken der Welt am Genfersee, in Calvins eigenem Land», schreibt Hans Conrad Zander, ein ehemaliger Dominikanermönch, der in Zürich aufgewachsen ist. «François-Louis Cailler, Philippe

---

## Die Macher setzten auf beschauliche Motive der touristischen Schweiz.

---

Suchard, Henri Nestlé, Daniel Peter und auch die Herren Lindt & Sprüngli: Sie alle waren knochenharte protestantische Geschäftsleute – aber jeder war umgeben von einem ganzen Schwarm von italienischen, von katholischen Schokoladenköchen.» Die Mischung machte es aus – wie bei der Milkschokolade. Sie passt ins Heidi-Image und bürgt für höchste Qualität. Das süsse Gold aus der Schweiz erobert die Welt.

Nächste Folge: Wie der spätere Zürcher Bürgermeister Johann Jacob Leu (1689–1768) die erste moderne Bank der Schweiz begründete.



«Das Spiel bewahrte mich vor grösserem Blödsinn»: Meistermacher Hitzfeld.



---

# König der Gambler

---

**Auf Ottmar Hitzfeld ruhen alle Schweizer Hoffnungen: Eine Begegnung mit dem Lörracher, den ich seit seinen jungen Jahren beim FC Luzern kenne.**

*Von Ruedi Leuthold*

Seine Pflichten als Markenbotschafter einer Uhrenfabrik in Schaffhausen hat er bereits erfüllt, einigen Journalisten hat er Auskunft gegeben, auch dem Reporter eines Lokalradios. Aber nicht deswegen versucht er jetzt in einem riesigen Sitzungssaal der IWC, die Beine gekreuzt, mit ausgestreckten Armen seine Fussspitzen zu berühren. Dann streckt er auch mir die Hand hin. Zu den Verpflichtungen gehörte ein Torwandschiessen, stöhnt er, und nach den elf Anläufen zwicke ihn der Rücken. Oooh, wie kann ich ihm nachfühlen! Oh, wie war das doch anders damals, als mir Ottmar Hitzfeld zum ersten Mal die Hand drückte. Damals bereits schon mit dieser exakt bemessenen Intensität, die, zusammen mit einem kurzen Blickkontakt, Verbindlichkeit und Distanz herstellt. Genau das, was wir Schweizer uns von einem Einwanderer wünschen.

## «Ein ganz abgeschlagener Hund»

Natürlich kann nur ich mich an diesen ersten Händedruck erinnern, Jahrhunderte her. Oooh, wie fühlte man sich wichtig, wenn man als junger Journalist zuoberst auf der Tribüne des Luzerner Allmend-Stadions sass. Neben den Radioreportern, die in ihren Glaskabinen stumm die Mäuler aufrissen, neben all den alten Füchsen, deren Namen man von der eigenen gierigen Lektüre her kannte und die schon vor dem Anpfiff mit furchterregender Geschwindigkeit ihre Schreibmaschinen bearbeiteten.

1978 war Hitzfeld 29 Jahre alt, die Hüfte schon wacklig, aus der deutschen Bundesliga zum FC Lugano gekommen. Später wechselte er zum FC Luzern. «Dieser Hitzfeld», schrie mir Micky Szvircsev ins Ohr, zuoberst im Allmend-Stadion, während der Stürmer ein Tor bejubelte und die Tribüne tobte, «ist ein ganz abgeschlagener Hund! Immer, wenn es um die Vertragsverlängerung geht, schießt er wieder Tore.» Und dann, nach dem Spiel, tauchte dieser Hitzfeld leibhaftig auf der Pressetribüne auf, noch in kurzen Hosen, und hier, per Handschlag begrüsst vom König der Gambler, fühlte ich mich gesalbt und geadelt, angekommen im erlauchten Kreis der wahren Fussballkenner. >>>



«Nein, es ist nicht nur Spielerei»: Stürmer Hitzfeld an den Olympischen Spielen in München, 1972.

«War es so, Herr Hitzfeld, wie der Szvircsev es damals sagte?» – «Eigentlich», antwortet der Nationaltrainer freundlich, «war ich immer ehrgeizig. Ich war einer, der immer seine Tore schiessen, der immer gewinnen wollte. Also weiss ich nicht, ob das ein objektiver oder subjektiver Eindruck war vom Szvircsev.»

Stimmiger und liebevoller hätte man nach all den vielen Jahren seine Zweifel an Mickys Prosa nicht ausdrücken können. Nie wusste man, ob er objektiv war oder gerade etwas erfunden hatte. Aber was für abenteuerliche Zeiten, damals! Es gab in Luzern noch drei eigenständige Zeitungen und nicht dieses eine brave, zurechtgestutzte Mündel der alten Tante aus Zürich,

**«Als ich Trainer wurde, hatte ich eine Vorbildfunktion, und musste ein gesitteteres Leben führen.»**

und es gab für einen Frischling wie mich herausragende Lehrmeister. Edi Rudolf von den *Luzerner Neusten Nachrichten*, begeisterungsfähig wie ein Kind, dabei ein unbarmherziger Antreiber, der mit seinem Charme Berge versetzte. Micky Szvircsev vom *Tagblatt*, als Kind aus Ungarn gekommen, konnte kein Deutsch, aber schrieb am besten. Er war klein und blitz-

gescheit, ein guter Schachspieler und konnte mit seinem ungarischen Schmelz so traurig dreinschauen, dass sich ihm alle Quellen und viele Herzen öffneten. Ein Micky Szvircsev verführte nie eine Hundertmetersprinterin. Er verführte die ganze Staffel. Ausserdem liebte er jede Art von Kartenspiel. Wenn er in seinen Berichten einen Spieler besonders lobte, war man sich nicht ganz sicher, ob er nicht vielleicht an dessen Verkauf mitverdiente. Er war es, der den damaligen Luzerner Trainer Paul Wolfisberg überzeugte, den Stürmer Hitzfeld nach Luzern zu holen. Und mit diesem Ottmar Hitzfeld sass er viele Nachmittage in einem Hinterzimmer des Hotels «Drei Könige», dort pokerten sie, der Legende nach nicht bloss um Hunderternoten.

«Aber abgezockt waren Sie schon – und ein Zocker auch, oder?» – «Als ich ein Spieler war, habe ich halt gepokert. Ich habe mit dem Szvircsev gepokert, mit dem Wolfisberg, und es hat Spass gemacht. Aber als ich Trainer wurde, habe ich damit für immer aufgehört.»

«Das wäre meine nächste Frage gewesen: Wann wurden Sie erwachsen?» – «Es gibt ja auch professionelle Pokerspieler, die noch mit fünfzig Jahren im Kasino pokern! Aber wie gesagt, als ich dann Trainer wurde, hatte ich eine Vorbildfunktion, und dann musste man ein gesitteteres Leben führen.»

«Das Spiel», sage ich, «ist unsere Verbindung zur Kindheit», und natürlich denke ich bei dieser Reise in die Vergangenheit auch an meine eigene zweifelhafte psychische Verfassung. Mein Vater hatte mir das Fussballspielen verboten, was mich als junger Erwachsener vor die ernsthafte Wahl stellte, in die Revolution zu gehen oder zu den Missionaren – so war das damals, wenn man Probleme hatte mit dem Alten.

**«Andere Trainer explodieren und werden beleidigend. Das verzeiht ein Spieler nie.»**

Aber das Spiel, das selbstvergessene Spiel auf allen möglichen Plätzen, mit allen möglichen Freunden, bewahrte mich vor grösserem Blödsinn. Geblieben ist eine bedenkliche Sucht, am Fernsehen alle möglichen Fussballspiele zu verfolgen, und das Glück, im Traum Freistosstore zu erzielen, die jedem Schützling Hitzfelds Ehre machen würden.

Es ist still im grossen Konferenzsaal der IWC in Schaffhausen, und ich sollte jetzt nicht träumen, sondern Fragen stellen. «Wovor hat der Fussball Sie gerettet, Herr Hitzfeld?» – «Fussball ist Leidenschaft, Fussball steckt in mir drin, als Kind konnte ich gut jonglieren, dribbeln, ich schoss immer am meisten Tore, war immer Stürmer, es gab nichts Schöneres, als im Match ein Tor zu schiessen, die Jubelszenen, das prägt.»

«Aber bleibt das Spiel nicht immer Spiel, Vorbereitung für ernsthaftere Angelegenheiten, die sich in jedem Leben irgendwann einstellen?» – «Das Spiel ist auch Verantwortung. Der Zuschauer verlangt Tore, die Presse verlangt Tore, der Trainer, ich verlange es von mir selber. Wenn man Profi ist, muss man erwachsen sein. Denn wenn ich eine Saison keine Tore schiesse, bin ich weg vom Fenster. Dann ist meine Karriere beendet. Nein, es ist nicht nur Spielerei.»

**«Nicht gewürgt, nur geschüttelt!»**

Natürlich hat der Meister, Champions-League-Sieger mit Borussia Dortmund und Bayern München, recht. Auch wenn in diesen süssen alten Zeiten weder das Spiel noch das Leben immer sehr ernst genommen wurden. Micky Szvircsev hatte mit «Höfi» einen Schulfreund, der es zum reichen Bauunternehmer und zum Präsidenten des SC Zugs gebracht hatte, und bei dem, Werner Hofstetter, brachte er seinen Freund Hitzfeld, als der seine Spielerkarriere beendete, als Trainer unter. Ich schrieb Spielberichte für die *Luzerner Neusten Nachrichten* und unter anderen Namen gleichzeitig für die Konkurrenz. Und viel später ergab es sich, dass ich mit Werner Hofstetter, genannt «Höfi», Hitzfelds erstem Präsidenten, einen Kaffee trank.

Der Mann war, um es so zu sagen, ein Baulöwe der alten Schule. Wer nicht zum Arzt geht, wird nicht krank, das war eine seiner Devisen. Und einmal, Hitzfelds Mannschaft hatte das

Spiel gegen Winterthur in der 92. Minute verloren, war er seinem Trainer Hitzfeld an die Gurgelgegangen. «Nicht gewürgt», beschwichtigte «Höfi», «nur geschüttelt!» – «Die guten Leute sind immer schwierig», knurrte er. «Deshalb muss man wissen, wie man sie kitzeln muss.» – «Und Sie haben ihn gekitzelt?» – «Er wusste, was ich, der Präsident, von ihm wollte, und basta.» – «Und was wollten Sie?» – «Wenn ich unten bin, will ich rauf.» So war der «Höfi». Von ihm, rühmte er sich, habe dieser Hitzfeld erst gelernt, was es heisse, zu schaffen. Zu sanft sei er als Trainer gewesen, und erst er, «Höfi», habe ihm beigebracht, den Spielern in die Augen zu sehen, wenn er sie auf die Bank setzte.

Hitzfeld verzieht das Gesicht, wendet seinen Blick kurz zur Fensterfront, aber die ist verschlossen. Keine Fluchtmöglichkeit. Aber schon ist er wieder präsent, freundlich wie eh und je. «Ich war neu, vorher immer Spieler

Miklos Szvircsev starb 1999, zu viele Nächte in verrauchten Kneipen, und vielleicht hatte er auch den Moment verpasst, erwachsen zu werden. Hitzfeld unterstützte den Freund in seinen letzten Jahren, als es ihm schlecht ging. Das steht in der schönen Biografie, die Josef Hochstrasser über den erfolgreichen Trainer geschrieben hat.

Und ich habe noch ein paar Fragen auf dem Zettel. «Wie hat sich der Fussball verändert, Ottmar Hitzfeld, seit damals beim FC Luzern?» – «Die Veränderungen sind riesig, sowohl im physischen wie im technischen Bereich. Man kann das gar nicht mehr vergleichen. Die Vorgaben an die Passgenauigkeit, die Geschwindigkeit der Kombinationen sind viel höher. Früher waren die Abwehrspieler Zerstörer, heute können sie Fussball spielen. Der Raum ist enger, die Zeit, um den Ball anzunehmen, ist kürzer. Früher konnten der Karli Odermatt oder der Gün-

gleichzeitige Vermittlung von ethischen Werten kein Erfolg möglich sei. Wo liegt die Wahrheit?» – «Es gibt viele Philosophien, die zum Erfolg führen. Ich bin überzeugt, dass man nur mit Identifikation, Loyalität, Integrität und Solidarität über mehrere Jahre hinweg mit einer Mannschaft zusammenarbeiten kann. Wenn man sehr autoritär ist und kaum mit den Spielern spricht, wie es der Stil von einem Felix Magath ist, kann man nicht langfristig arbeiten.»

«Von welchem Trainer haben Sie am meisten gelernt?» – «Man lernt von jedem Trainer etwas, am meisten von den schlechten. Bei einem guten Trainer sieht alles selbstverständlich aus. Bei einem schlechten Trainer erfährt man, welche Fehler man machen kann.» – «Wären Sie nicht so sehr Diplomat, so sagte damals der «Höfi», würden Sie nicht so alt aussehen. Aber heute sehen Sie sehr munter aus. Ist der Fussball vielleicht doch ein Jungbrunnen?» – «Klar, mit jun-

CREDIT SUISSE 

# Hopp Schwiiz!

## Wir alle sind das Team

Hauptsponsor seit 1993  
[credit-suisse.com/nationalteams](https://credit-suisse.com/nationalteams)

gewesen, das ist, wie wenn der Lehrling plötzlich Chef sein soll. Das geht nicht von heute auf morgen. Das braucht Anlaufzeit. Aber den Spielern habe ich immer in die Augen geschaut. Das war mein Prinzip. Und dann gibt es halt verschiedene Arten, eine Mannschaft zu führen. Man kann auch zu viel Druck aufbauen. Der «Höfi», damals, hat zu viel Druck gemacht. Der wollte, dass die Mannschaft nicht zwei oder drei Stunden trainiert, sondern acht Stunden. Aber das ist utopisch. Und mit den Spielern habe ich immer einen Dialog aufgebaut. Das hat mir in meiner Karriere geholfen, dass ich bei den Spielern immer den richtigen Ton gefunden und nie einen beleidigt habe. Andere Trainer explodieren und werden beleidigend. Das verzieht ein Spieler nie. Das kommt zurück. Eine Mannschaft ist ein ganz sensibles Gebilde. Aber das ist etwas, was der «Höfi» wohl bis heute nicht begriffen hat. Der Trainer muss kritisieren. Aber es kommt auf die Art und Weise an.»

ter Netzer durchs Mittelfeld spazieren und sich überlegen, wem sie den Ball zuspieren wollen. Heute passiert alles in Sekundenschnelle.»

«Der Trainer möchte möglichst jeden Zufall ausschalten, und deshalb greift er auf ein System zurück, in dem jeder weiss, was er zu tun hat. Aber andererseits braucht er solche Schlitzohren, wie Sie eines waren, die das Unvorhergesehene wagen.» – «Es kommt auf die Mischung an. Ich kann zwei schwierige Spieler in der Mannschaft haben, aber nicht fünf. Sonst habe ich nur Theater. Und dann hat die Truppe ihre Vorgaben, die sie umsetzen muss. Aber sie braucht auch Freiheit in der Offensive, um Sachen zu machen, die nicht geplant sind. So wie der Xherdan Shaqiri, das ist ein Künstler auf hohem Niveau. Defensivspieler sind eher geschulte Fussballer, aber in der Offensive braucht es Kreativität.»

«Es gibt die Trainer, die auf dem Weg zum Erfolg das Talent ihrer Spieler brutal auspresen, und es gibt andere, die sagen, dass ohne die

gen Leuten zusammenarbeiten, sich selber unter Druck setzen, das ist sehr wichtig, gerade im Alter braucht es auch neue Aufgaben, die man lösen muss, wer rastet, der rostet.»

«Eine Frage noch, Herr Hitzfeld. Sie kamen in die Schweiz, mussten hier auch lernen, sich anzupassen, ohne den Kern der eigenen Identität zu verlieren. Das erfordert geistige Beweglichkeit, Schläuheit, die Fähigkeit, auf mehreren Klaviaturen zu spielen. Hilft Ihnen diese Erfahrung im Umgang mit den vielen Secondos in Ihrer Mannschaft, die sich zwischen Anpassung und dem Stolz auf die eigene Herkunft auch ein breites Repertoire an geistiger und sozialer Beweglichkeit erwerben müssen?» – «Daran habe ich bis jetzt noch gar nicht gedacht. Aber klar, ich war auch ein Immigrant, kam als Deutscher in die Schweiz, musste mich der Mentalität anpassen, musste auch Disziplin lernen. Und ich war immer auch ein schlauer Spieler, der mit allen Tricks arbeitete.» ○

# Die Welt als Ball

Balotelli, Messi, Neymar, Rakitic, Ronaldo: Ab heute kämpfen die besten Fussballer aus 23 Ländern um die begehrteste Trophäe. Anekdoten, Geschichten und Mythen zu den grossen und kleinen Fussballnationen. *Von Rod Ackermann und Peter Hartmann*



21 Jährchen: Romelu Lukaku.

## Algerien: Ausschliesslich Fremdsprachen

Wie geht der Schlachtruf der Fans der «Fennecs»? «One, two, three, viva l'Algérie!» Drei Worte auf Englisch, eines auf Spanisch sowie zwei auf Französisch, aber kein einziges in der Amtssprache des autoritär regierten Staats, der sich offiziell al-Dschumhuriya al-Dschazairiya ad-Dimuqratiya asch-Schabiya nennt. (ack)

## Australien: Statisten aus Down Under

Die «Socceroos» – zusammengezogen aus «soccer» und «kangaroo» – weisen sich über ein hohes Durchschnittsalter aus, obwohl sie ihr WM-Kader jüngst um einige Senioren erleichterten. Als typische Statistentruppe werden sie nach drei Matches sang- und klanglos scheiden, was in Down Under zumindest die Ordnungskräfte beruhigen dürfte, die sich neuerdings mit dem bisher unbekanntem Phänomen des Hooliganismus konfrontiert sehen. (ack)

## Belgien: Wenn Stromae rappt

Den vermutlich mitreissendsten, sicherlich aber witzigsten aller WM-Songs – prophetischer Titel: «Ta Fête» – hat der belgisch-ruandische Rapper **Stromae** (eine Verballhornung von «Maestro») geschaffen. Dem bereits vergangenen Sommer dank «Papaoutai», einem Millionenhit, erfolgreichen Fan der belgischen Nationalmannschaft gelang, was die «Roten Teufel» jetzt noch vollbringen müssen: in dem zwischen Flamen und Wallonen chronisch zerstrittenen Königreich für einmal wieder so etwas wie Gemeinschaftsgefühl herzustellen. Wenn Stromae rappt, sind seine Landsleute jeglicher Couleur dabei; bleibt abzuwarten, ob den Schützlingen von Nationalcoach Marc Wilmots ähnlich Versöhnendes gelingt. Vorerst verursacht es landesweit Vorfremde, dass der Mann, der als Spieler mit Schalke 04 Uefa-Cup-Gewinner (1997) und deutscher Pokalsie-



Dreifach gespaltene Heimat: Safet Susic (r.).

ger (2002) wurde und den sie in Deutschland treffend «Willi das Kampfschwein» nannten, eine vor Jungtalenten strotzende Mannschaft zur Hand hat. So zählt der Torhüter **Thibaut Courtois**, mit Atlético Champions-League-Finalist, erst 22, **Eden Hazard** (Chelsea) 23 und **Romelu Lukaku** (Everton) 21 Jährchen. An Wettkampferfahrung fehlt es dem Kader umso weniger, als die Mehrheit in Englands Premier League engagiert ist. Kein Wunder, gelten die «Diables Rouges» alias «Rode Duivels» nach zweimaliger WM-Absenz als Top-Outsider. Nicht allein in den Augen ihres Barden Stromae. (ack)

## Bosnien-Herzegowina: Ein Kunststück

Als **Safet Susic** noch Spieler war, wurde er mit Paris Saint-Germain Meister und Cup-Sieger, weshalb sie ihn in der Stadt der Liebe heute noch fast so gut mögen wie **Zlatan Ibrahimovic**. Später Klubtrainer geworden, übernahm Susic 2009 den Posten als Nationalcoach von Bosnien-Herzegowina, doch trotz der erstmaligen Qualifikation für eine WM-Endrunde ist auch ihm das Kunststück nicht geglückt, seine ethnisch dreifach gespaltene Heimat einmütig hinter dem Team zu versammeln. (ack)

## Chile: «chilena» oder «chalaca»?

Erfunden wurde der Fallrückzieher vor hundert Jahren in Chile durch **Ramón Unzaga** und heisst daher «chilena». Behaupten zumindest die Chilenen. «Ganz falsch», meinen ihre nördlichen Nachbarn, die Peruaner: Das ebenso spektakuläre wie diffizile Manöver komme ursprünglich aus der Hafenstadt Callao. Dort sei es bereits Ende des 19. Jahrhunderts durch

## Schöner Gladiator

Cristiano Ronaldo ist ein neuer Typ Alphatier. Ego manen gibt es in jedem Team. CR7 ist mehr. Von Peter Hartmann



Ständig geladen wie ein Revolver: Superstar Ronaldo.

«Ich oder er?» – «Ronaldo oder Messi?» Die Frage spaltet den Fußballglobus. Cristiano Ronaldo dos Santos Aveiro, 29, einfach CR7, strahlender Sieger der Champions League mit Real Madrid, der Spieler des Jahres mit dem Schneewittchen-Syndrom: «Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Schönste und Beste im ganzen Land?» Als Portugiese gehört er jedoch einer melancholischen Verlierernation an. Kann er sogar das ändern?

### Die bestverkaufende Werbeoberfläche

Ronaldo ist ein neuer Typ Alphatier. Ego manen kommen in jedem Team vor. Aber CR7 ist mehr. Er übt eine ganze Palette von Einzelsportarten aus: Sprint, Hochsprung, Bodenakrobatik, Präzisionsschüsse, die er wie ein Westernheld zelebriert. Sein Stolz dringt aus allen Poren, handkehrum verfällt er in Weinerlichkeit, wenn er an vorüber-

gehender Unvollkommenheit leidet. Man mag ihn, oder man mag ihn nicht, und das kann sich während 90 oder 120 Minuten immer wieder ändern.

Die 185 Zentimeter seines statuenhaft modellierten Körpers sind die teuerste und bestverkaufende Werbeoberfläche. Aber das Vergnügen, sein Geld auf Shoppingtour in Madrid selbst auszugeben, kann er sich nicht leisten. In der Öffentlichkeit würde er augenblicklich in einem chaotischen medialen Sog untergehen. Die Luxusboutiquen und Uhrengeschäfte schicken ihre Auslagen per Lieferwagen durch das Portal der Traumvilla im Vorort Pozuelo de Alarcón, wo der Superstar in vanillefarbenem Marmor und endlosen Spiegelfluchten mit seinen Rassehunden haust, umsorgt von seinem Cousin, dem Majordomus, wenn Irina Shayk nicht da ist, die Lebensgefährtin, das wunderschöne russische Model.

Sie sind beide als Halbwaisen aufgewachsen, das bindet sie wohl aneinander. Ronaldos Vater war Fußballplatzwart auf Madeira und starb früh als Alkoholiker.

Cristiano und Irina versprühen die Erotik des Erfolgs, eine Mischung aus Glut, Coolness und Glamour, wie auf dem Titel der spanischen *Vogue*, er nackt, sie flüchtig mit einem Handtuch umwickelt. Die Beckhams haben sie ins Wachsfigurenkabinett befördert. David Beckham, dessen Nachfolger

### Sein Narzissmus bewahrte ihn davor, auf die Mode der Tattoos aufzuspringen.

mit der Nummer 7 er 2003 bei Manchester United wurde, liess sich als erfolgreichstes Panini-Bildchen zu pseudo-soziologischen Projektionen von Marketingleuten aufblasen (was soll ein «Metrosexueller» sein?).

Ronaldo ist ständig geladen wie ein Revolver, seinen Gefühlen ausgeliefert, unvorhersehbar. Ein Paradigmenwechsel. Der Superstar ist ein mimosenhafter Streber. Kein schlampiges Genie mehr wie Maradona, kein *bad boy* wie Ibrahimovic, kein Prolet wie Rooney. Lionel Messi ist eine andere Kategorie: der Homo ludens, der Zauberkünstler, ein altersloser Kinderstar.

### «Ich bin schöner als Messi»

Aber sie beide verbindet ein Trauma aus der Jugendzeit. Messi haben die Mediziner in der Pubertät aus dem Zwergwuchs geholt, unter den Qualen von Hormonkuren im täglichen Streckbett. Cristiano, der als zwölfjähriges Wunderkind von Madeira zu Sporting Lissabon kam, litt mit fünfzehn an bedrohlichen Herzrhythmusstörungen, die mit einer Laseroperation geheilt wurden.

Cristiano Ronaldo sagt Sätze wie: «Ich bin schöner als Messi.» Er verkauft sich auch besser. Er spürt wie jeder Gladiator, dass er ein unsichtbares Verfallsdatum auf der Haut trägt – Messi ist zwei Jahre jünger. CR7 wirbt für Nike, Coca-Cola, Castrol, TAG Heuer, Armani und die eigene Unterwäsche. Sein narzisstisches Selbstschutzzgefühl bewahrte ihn davor, auf die Mode der Tattoos aufzuspringen. Mit seiner natürlichen Haut inmitten der Legionen von Tätowierten erscheint er plötzlich als Revolutionär. Er raucht nicht, trinkt nicht, geht nicht auf Partys nach Mitternacht.

Fifa-Präsident Sepp Blatter, der sich zur Messi-Kirche bekennt, hat Ronaldo vor Oxford-Studenten parodiert und bis ins Mark beleidigt. Aber Imitation ist die höchste Form der Anerkennung, noch vor dem Neid.

Kroatien

## Der Diamant aus Möhlin

Der beste Schweizer an der WM hat einen Marktwert von 40 Millionen Euro. Leider spielt er für Kroatien. Von Peter Hartmann



*Verschwendet keinen Ball:* FC-Sevilla-Captain Rakitic.

Seine Familie in Möhlin, Aargau, fand Todesdrohungen im Briefkasten, nachdem sich Ivan Rakitic als Neunzehnjähriger für das andere seiner beiden Heimatländer entschieden hatte. So kommt es, dass der wahrscheinlich beste Schweizer Spieler der Gegenwart für Kroatien aufläuft, im globalen Schaufenster des Eröffnungsspiels in São Paulo gegen Brasilien. Ivan Rakitic, 26, hat den kroatischen und den Schweizer Pass, geboren ist er in Basel. Jetzt wird die Welt diesen von Selbstbewusstsein strotzenden Blondinen kennenlernen, Brasilien vielleicht sogar einen Spielverderber, den sie in Spanien gerade gefeiert haben als Captain des Europa-League-Siegers FC Sevilla.

An Rakitic fällt sofort diese strahlende positive Energie auf, die leichtfüssige Autorität. Er ist der Leitwolf. Er hat das Radarauge für den aufreissenden Pass in die Tiefe und

eine Vorstellungskraft, die man Schachgenies zuschreibt: mit einem einzigen Zug eine Abwehr auszuhebeln. Seine Mähne erinnert, wie die schlaksigen Bewegungen, an den jungen Günter Netzer. Er verschwendet keinen Ball, sprintet, wenn er eine Chance riecht, an die vorderste Linie, schießt Eckbälle, Freistösse, Tore (zwölf in dieser Saison und gleich viele Assists).

Der Stil widerspiegelt seinen Charakter: den Mut, Grenzen zu überschreiten, auch Landesgrenzen. Er hat sich den Ball immer weit vorgelegt. Er spielte schon als Knirps beim FC Basel, machte weiter nach einer schweren Verletzung, die ihn ein halbes Jahr aus dem Spiel nahm. Schon dem Sechzehnjährigen spürten Scouts aus dem Ausland nach, mit siebzehn debütierte er in der ersten Mannschaft des FCB, mit neunzehn kehrte er der Schweiz den Rücken, in doppeltem Sinn: Er entschied sich für Kroatien und wechselte in die Bundesliga zu Schalke 04, als

alle sagten, es sei viel zu früh. Die Krise kam dann erst nach vier Jahren. Nach einer längeren Phase als Rotationsspieler unter dem berühmten Schleifer Felix Magath wechselte er 2011 in der Winterpause zum FC Sevilla. Inzwischen spricht er perfekt Spanisch, ist mit einer Spanierin verheiratet, lebt in einer der schönsten Städte der Welt und besitzt ein Restaurant, in dem die Einheimischen Schlange stehen.

Rakitic ist ein in Spanien sesshafter Auslandschweizer – aber später will er nach Möhlin zurückkehren, dort sind seine Wurzeln, die Familie. Er hat den Durchbruch geschafft im Ausland wie vor ihm nur Ciriaco Sforza und Stéphane Chapuisat, die beide die Champions League gewonnen haben.

### Das magische Dreieck

Sein Bekenntnis zu Kroatien war nicht Undankbarkeit der Schweiz gegenüber. Vielleicht hatten die Fussballfunktionäre einfach nicht verstanden, dass einen blutjungen Spieler, dem die Welt offenstand, der Patriotismus nach einem Krieg mehr aufwühlte und zur Parteinahme herausforderte als das Naheliegende. Als Unterhändler gab der kroatische Nationalcoach Slaven Bilic, ein Jurist, der lange Jahre in der Bundesliga gespielt hatte und als Gitarrist mit einer Rockband auftrat, die überzeugendere Figur ab. Auch Ivans Basler Kumpel, Mladen Petric, Doppelbürger wie er, der für Kroatien optiert hatte, redete ihm zu.

Das junge Kroatien hatte zwar nur 4,5 Millionen Einwohner, schwebte aber in den späten neunziger Jahren nach dem Krieg auf einer Fussballwolke. An der Europameisterschaft 1996 verloren die «Kockasti» (die Karierten) im Viertelfinal gegen den späteren Turniersieger Deutschland, an der WM 1998 scheiterten sie erst im Halbfinal an Frankreich. Kroatien verfügte über das magische Dreieck mit Zvonimir Boban, Mittelfeldstar der AC Milan, Spielmacher Robert Prosinecki von Real Madrid und Goalgetter Davor Suker, der 1998 mit Real die Champions League gewann. Für Klein Ivan begeisternde Vorbilder in der Ferne. Mit Rakitic, dem zwanzigjährigen Mateo Kovacic von Inter Mailand (geboren in Österreich) und Superstar Luka Modric, 28, von Real Madrid verfügt Kroatien wieder über eine hervorragende Achse.

Rakitics Vertrag in Sevilla wäre 2015 ausgelaufen und die festgeschriebene Ausstiegssumme von 40 Millionen Euro damit verfallen. Sein Bruder Dejan nimmt als Agent seine Geschäfte wahr (so bleibt alles in der Familie) und stand Anfang dieser Woche mit dem FC Barcelona vor dem Abschluss.





*Schnellster Stürmer:* Luis Antonio Valencia.

Einheimische bei Matches gegen britische Seeleute praktiziert worden und werde «chalaca» genannt. Dagegen wiederum protestiert Brasilien und feiert **Leônidas da Silva** als Urheber der «bicicleta» und gibt für das Ereignis auch ein genaues Datum an, nämlich den 24. April 1932 anlässlich eines Spiels zwischen Bonsucesso und Carioca. Nicht einverstanden mit dieser Version sind die Italiener: Für sie wandte **Carlo Parola** von Juventus Turin die «bicicletta» als Erster an, und zwar am 15. Januar 1950. Ob nun «chilena» oder «chalaca» oder sonst was: Fallrückzieher sind bis auf den heutigen Tag ein fussballerischer Leckerbissen, ihre Autoren gelten zu Recht als Virtuosen des Balls. So wie der Schwede **Zlatan Ibrahimovic**, der am 11. November 2012 beim 4:2-Heimsieg gegen England das letzte seiner vier Tore mittels eines unwahrscheinlichen «bicycle kick» aus dreissig Metern Distanz erzielte – laut zahlreichen Kommentatoren «das beste Goal, das man je zu sehen bekam». Zum Glück gibt's Youtube. (ack)

#### Costa Rica: In Sion überlebt

Vier Jahre, von 2006 bis 2010, hat es der erstaunliche **Alvaro Saborio**, 32, in Sion als Stürmer unter dem unberechenbaren Präsidenten **Christian Constantin** ausgehalten und 38 Tore markiert, danach weitere 52 Mal in der Mormonenstadt Salt Lake City. In 92 Länderspielen schoss der Goalgetter 30 Goals für Costa Rica – jetzt brach er sich einen Mittelfussknochen und muss zu Hause bleiben. (ph)

#### Ecuador: Speedy Valencia

Wer ist der schnellste Stürmer der Welt mit dem Ball am Fuss? Falsche Antwort: **Gareth Bale** von Real Madrid. Auch nicht richtig: **Cristiano Ronaldo**. Der Spiderman unter den Angriffsspielern ist laut einer Fifa-Untersuchung **Luis Antonio Valencia Mosquera**, 29, Aussenläufer von Manchester United und Ecuador – wohl der Albtraum der Schweizer Abwehr am 25. Juni in Manaus. Valencia fiel dem TV-Publikum besonders auf, als er am 19. März in der Champions League gegen Olympiakos Piräus mit einem

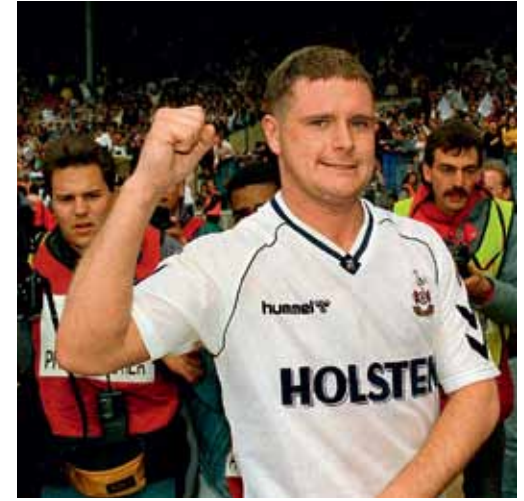


*Anführer der «Elefanten»:* Didier Drogba.

total zugeschwollenen Auge wie ein angeschlagener Boxer bis zum Schluss durchhielt. Das war auch ein Zeichen von Stolz, denn der ManU-Trainer **David Moyes** liess ihn während der Saison häufig auf der Ersatzbank schmoren. Valencia ist ein polyvalenter Spieler, sowohl als Aussenverteidiger, im Mittelfeld und als Flügel einsetzbar. Er war geschockt wie das ganze Land, als am 29. Juli 2013 sein Jugendfreund und Nationalmannschaftspartner **Christian Benitez** in Doha, Katar, mit erst 27 Jahren an den Folgen einer Blinddarmoperation starb. Valencia stammt aus Nueva Loja, einem der hässlichsten Orte der Welt, der zu Beginn des Erdölbooms im Amazonasbecken nahe der Grenze zu Kolumbien aus dem tropischen Regenwald gestampft wurde. Die Abhängigkeit vom Öl war auch der Grund für die Einführung des US-Dollars als Landeswährung. Der Nationalcoach **Reinaldo Rueda**, 57, ein Kolumbianer, der aussieht wie der amerikanische Dichter **Paul Auster**, hat übrigens keine Mühe, sich über die Schweizer Spieler zu informieren. Der «Professor» machte sein Lehrdiplom an der Sporthochschule in Köln und spricht perfekt Deutsch. Er führte 2010 bereits Honduras an die WM; die Mannschaft trotzte damals der Schweiz überraschend ein 0:0 ab – eine weitere Warnung. (ph)

#### Elfenbeinküste: Kraftbulle und Diva

Jetzt oder nie, die «Elefanten» der Elfenbeinküste könnten Weltmeister werden mit Weltklassemannern wie den Brüdern **Kolo** und **Yaya Touré**, **Kalou**, **Gervinho** und **Drogba**. **Didier Yves Drogba Tébily**, 36, ist ihr Anführer – der beste und erfolgreichste Fussballer, den der Schwarze Kontinent bisher hervorgebracht hat. Auf dem Rasen ein Kraftbulle mit Divenallüren, verschlagen, hochintelligent; spielt den schönsten sterbenden Schwan. Schon mit fünf Jahren kam er nach Frankreich zu seinem Onkel, einem Profifussballer, und vieles deutet darauf hin, dass er der erste Fussballer im Präsidentenamt eines afrikanischen Landes werden wird (was **George Weah** in Liberia noch misslang). Setzt sich als Goodwill-Botschafter der



*Splendide Illusion:* Paul Gascoigne.

Uno ein, war Mitglied der Wahrheitsfindungskommission nach dem Bürgerkrieg, sein Pepsi-Werbehonorar von drei Millionen Euro spendete er für den Bau eines Spitals in der Heimat. Von 2004 bis 2012 kickte der schwarze Söldner für Chelsea und versenkte 2012 den entscheidenden Penalty im Final der Champions League gegen Bayern München. (ph)

#### England: «Three Lions» – ein Cocktail

«Die Engländer trinken sehr viel und möchten nicht, dass man darüber spricht», schrieb einst der aus Ungarn eingewanderte Satiriker **George Mikes** («How to be an Alien») über die Bewohner seiner Wahlheimat. Zwar dachte er nicht unbedingt an Fussball, obwohl auch dort Freund Alkohol allemal mit von der Partie ist. Auf den Rängen tummeln sich chronisch ange-trunkene Hooligans, in den Teppichetagen weht der Geist des legendären Manchester-United-Trainers **Sir Alex Ferguson**, der einen der weltbesten Weinkeller sein Eigen nennt, im Volksmund seines geröteten Gesichts wegen aber «Whisky Nose» hiess, und neuerdings wirbt **David Beckham**, der *poster boy* des englischen Fussballs, nicht mehr bloss für Unterwäsche, sondern für (schottischen) Whisky. Besser in diese Rolle gepasst hätte allerdings **Paul Gascoigne**, der berühmteste Saufbold unter den Spielern Englands. In den achtziger und neunziger Jahren sorgte «Gazza» mit seinen fussballerischen Fähigkeiten und Gags laufend für Schlagzeilen; nicht minder häufig fiel er durch Alkoholexzesse und Erregung öffentlichen Ärgernisses auf. Der jetzt 47-Jährige lag wiederholt auf Intensivstationen und war gar totgesagt worden – eine unfreiwillige Parodie auf die Mannschaft unterm Wahrzeichen der «Three Lions». Bis Mitte des 20. Jahrhunderts noch gefangen in der splendiden Illusion eines Lehrmeisters, landete das Mutterland des Fussballs 1950 in Brasilien bei seiner ersten WM-Teilnahme unsanft auf dem Boden der Wirklichkeit. Obwohl 1966 beim World Cup zu Hause noch ein – nicht ganz unumstrittener – Titelgewinn

» Fortsetzung auf Seite 59

Italien

## Supermarios Frisur

Warum nur trägt Mario Balotelli sein Haar wie einst Hollywoodstar Robert De Niro und Jazz-Gigant Sonny Rollins? Von Peter Hartmann



Von Feinden umzingelt: Balotelli.

«Was zum Teufel ist das für ein Haarschnitt?», fragte der Reporter den Tenorsaxofonisten Sonny Rollins. «Irokesisch», antwortete der schwarze Jazzmusiker. «I think it's very effective.» War er, in den frühen sechziger Jahren, der Erfinder?

Robert De Niro, damals noch ein Bubi, trägt plötzlich diesen grauenhaften Irokesenschnitt, wenn er losballert als durchgedrehter «Taxi Driver». Dem Zuschauer läuft es kalt über den Rücken bei diesem Gemetzel. Im Film von Martin Scorsese aus dem Jahre 1976 illustriert der wurmartige Haarknäuel auf De Niros Schädel die Verwandlung in einen irren Killer.

Angst, nackte Panik überfiel die Deutschen, als der schwarze Mann sie im Halbfinal der EM 2012 mit seinen zwei Toren ganz allein erledigte. Supermario warf sich in Pose und trommelte sich auf die nackte Brust, und er hatte diese gefährliche blondierte *cresta* auf seinem dunklen Haupt. Die

*Gazzetta dello Sport* fabulierte von King Kong und wurde nicht einmal verklagt. Heute, mit 24, gibt dieser baumlange Kraftbrocken mehr Rätsel auf denn je. Mario Balotelli steht in der Kritik. Er ist kein Weltstar geworden. Er meidet den Zweikampf, sondern fällt meistens theatralisch hin, sobald er den Atem des Gegners spürt.

### Eine Attrappe des Ausnahmetalents

Manchmal erwacht Mario der Schlafwandler und feuert einen seiner Granatenschüsse ab, und das Publikum hält den Atem an. Wenn er ein Tor schießt für seinen Arbeitgeber Milan, lässt er schlapp die Arme hängen, unterlässt es demonstrativ, zu jubeln. Was hat er gegen die Welt? Er wirkt nur noch wie die Attrappe des Ausnahmetalents, das er unlängst noch war. Aber ihm wird nicht bewusst, dass die Geduldfrist abläuft. Ist er ein Rebell ohne Grund, ein schwarzer James Dean, oder der Gefangene der Intoleranz, die er immer wieder herausfordert? So konnte Mario Balotelli wieder einmal nicht

einschlafen. Morgens um vier Uhr twitterte er: «Weshalb bin ich es, der Italien in zwei Teile trennt?» In diejenigen, die ihn hassen und schmähen, und in die andern, die er noch immer fasziniert. Am Abend zuvor war er missmutig im Römer Olympiastadion herumgestolpert. Er hatte diesen seltsam abwesenden Blick. Der Star auf dem Platz war Miralem Pjanic, ein Bosnier und Matchwinner der AS Roma, der ein Tor hinzauberte wie früher Maradona.

Warum immer er? «Why always me?», stand auf Balotellis T-Shirt, das er vor laufender Kamera entblöste, als er noch für Manchester City spielte. Seine Launen und Aussetzer waren für die Engländer zu viel, er wurde zurückverkauft nach Italien, von den Trainern als unlenkbares Geschoss abgestempelt. Nicht zurück zu Inter, wo er als Wunderkind begonnen hatte, sondern zu Milan, obwohl ihn Presidente Berlusconi als «mela marcia» bezeichnet hatte, als verfaulte Frucht. Vielleicht steckte im abschätzigen Vorurteil auch ein wenig die Eifersucht des alten, verbrauchten Potentaten auf die jugendliche Virilität dieses Riesenathleten, der einst von illegalen Einwanderern in Palermo als einjäh-

### «Weshalb bin ich es, der Italien in zwei Teile trennt?»

riges Baby ausgesetzt worden war, weil er an einer schweren Baucherkkrankung litt und dauernd operiert werden musste und die Eltern kein Geld hatten. Er wurde in Brescia von Adoptiveltern grossgezogen, die er abgöttisch liebt. Mit achtzehn erhielt er den italienischen Pass.

Mario fühlt sich von Feinden umzingelt. Seine Auftritte in italienischen Stadien sind ein demütigendes Spiessrutenlaufen. Die Ultras beleidigen ihn mit Sprechchören, werfen Bananen und Flaschen nach ihm. Hin und wieder werden von der italienischen Sportjustiz die Stadionkurven des Ultra-Pöbels gesperrt. Aber es hört nicht auf. Er ist unsicher, dauernd auf der Flucht vor sich selber und den andern. Treibt seltsame Spässe, die ihm als Hirnlosigkeit vorgeworfen werden (er hat eine Matura im Fernstudium abgelegt). Blocht mit seinem Ferrari Testarossa von hier nach dort und beleidigt Polizisten. Hat einem Showgirl ein Kind gemacht, das er mit einem Vaterschaftsprozess zu verdrängen versuchte und dann doch anerkannte. Mit seiner Freundin Fanny, einem farbigen Model, inszeniert er über Instagram und Twitter eine Telenovela von Trennungen und Versöhnungen. Mario ist verzweifelt jung.

Aus der schwarzen Haut kann er nicht, aber aus seinem Aussehen. Er ändert sich nicht, aber die Frisur. Mal Afrolook, dann wieder glatzekahl, dann ausrasierte Schläfen mit Mittelstreifen in Weissgold, mal dunkel-naturgekrauter

Kamm, mal nur ein wirrer Pinsel. Beckham, der bleiche Trendsetter, hatte die Wechselfrisur im Wochentakt erneuert, ehe er auf den Tattoo-Fetischismus schwenkte, mit dem er gleichfalls die ganze Branche ansteckte, während dieser Haarfimmel weit zurückgeht in die Zeit der Beatles und Rolling Stones. Günter Netzer sah damals mit seiner langfädigen Matte aus wie ein blonder Jesus, es grassierte die Vokuhila-Masche Rudi Völlers («Tante Käthe»), der sie beibehielt als Generationenbekenntnis in Grau. Paul Breitner mit dem unfrisierbaren Vogelneß über einem Maoistenkopf funktionierte narrensicher als Bürgerschreck. Hoeness und Beckenbauer spielten die gepflegten Rocker.

Alain Sutter raste als «Fräulein Susi» mit einem ins Kreuz fallenden Rossschwanz den Platz rauf und runter, mutierte dann als TV-Experte zum Beckham-Epigonon mit immer neuen selbstverliebten Bart- und Frisurkreationen, die zu seiner banalen Kommentierung kontrastierten. Am Bildschirm das Verfalldatum erreicht haben auch die dünnen musealen Strähnen der einstigen Pilzfrisur von Gilbert Gress. Der provozierend Hässlichste war mit einem schmutziggelben Elektro-Stacheldrahtverhau der Kolumbianer Valderrama. Der Schönste für alle Groupies, Mütter und Grossmütter weltweit Paolo Maldini mit einer Art Madonnenbehang, dem Vater Cesare naheiferte mit einer gefärbten Variante. Fast poetisch der *codino* (Zöpfchen) von Roberto Baggio. Mode ist Nachahmung. Alle Barmänner und Klub-Türsteher wedelten mit dem Baggio-Schwänzchen.

### Gegen Rocky half der Haarfetisch nicht

«Ich habe eine neue Frisur, also bin ich.» Es ist das Verwandlungsspiel der Identitätssuche und des Imponierens. Als Freifläche für kreative Selbstdarstellung bleibt nur der Kopf, fast der ganze Rest des Körpers bis auf Hände und Knie ist durch den uniformen Mannschaftsdress verhüllt. Der Hahnenkamm grassiert heute vor allem unter farbigen Spielern, aber nicht nur, in der Variante des signalgelben Warnstreifens. Der Kamm ist negativ besetzt, nach dem «Taxi Driver» haben Hollywood-Stylisten auch den schrecklichen Clubber Lang (Mister T.) mit kantig ausrasiertem Cut als Gegner von Rocky Balboa alias Sylvester Stallone im Streifen «Rocky III» inszeniert, Drehjahr 1982. Gegen Rocky half ihm auch der Haarfetisch nicht.

Supermario spielt am 14. Juni in Manaus gegen England und trifft auf Wayne Rooney, 28, den einstigen *bad boy*, der über all diesen Frisurenwahn nur lachen kann. Rooney hat die Höllen des frühen Haarausfalls durchlitten. Im Alten Testament verlor Samson mit der abgeschnittenen Haarpracht Kraft und Macht. Rooney hingegen liess sich in einer Klinik einen neuen Balg implantieren. Er will einfach wieder sein wie früher.

herausschaute, sind die Engländer längst eine Mannschaft unter vielen geworden. Für die Euro 2008 vermochte sie sich nicht einmal zu qualifizieren, ihre Landesmeisterschaft – die attraktivste und bestdotierte der Welt – wird bestimmt von Importen. Exporte bleiben quasi inexistent: Die Mitglieder des WM-Kaders sind ausschliesslich in Grossbritannien tätig. Wenn sich mal einer ins Ausland wagt, so wie vergangenes Jahr der Raufbold **Joey Barton** nach Marseille, dann nur im Abendrot der Karriere. (ack)

### Frankreich: Schatten des «blauen Engels»

Seit der fatalen Sommernacht 2006, als **Zinédine Zidane** – bis dahin verklärt als «Ange bleu» – im WM-Final von Berlin nach einem Kopfstoss gegen den Italiener **Marco Materazzi** des Feldes verwiesen wurde, schwebt über Fussball-Frankreich ein Unstern. Zwar versuchten die Weltmeister von 1998 und Europameister von 2000 seither manch einen Neuanfang, doch nicht nur blieben Erfolge aus, es kam 2010 in Südafrika zum grössten Skandal ihrer Geschichte, als die Mannschaft gegen ihren Trainer, den höchst umstrittenen **Raymond Domenech**, offen rebellierte. Dem Schatten der Affäre von Knysna erlag auch Domenechs Amtsnachfolger **Laurent Blanc**. Jetzt ist als Nationalcoach **Didier Deschamps**, einst Teamgefährte von Zidane und Blanc, an der Reihe, das Blatt ein für allemal zu wenden: mit einer verjüngten Auswahl und unter Verzicht auf Spieler, die dem Teamgeist abträglich sind – sprich: Samir Nasri. Ob der von Deschamps angestrebte mannschaftliche Esprit mit dem vor eineinhalb Jahrzehnten als Leitbild umjubelten Prinzip «black-blanc-beur» im Einklang steht, wäre angesichts veränderter Umstände jedoch zu bezweifeln. Zwar sind in den «centres de formation», den Kadern des französischen Sports, nach wie vor massenhaft Jungtalente aller Provenienzen anzutreffen, doch gehorchen sie längst nicht mehr dem Gedanken der sportlichen Solidarität über alle Grenzen des «schwarz-weiss-maghrebinisch» hinweg, sondern vorwiegend den Worten ihrer allgegenwärtigen Agenten sowie dem Ruf des Mammons. Allzu selten erkennbar sei die Lust, das Nationaltrikot nass zu machen, meint die Stimme des Volkes, in der Grande Nation allemal zum Grollen bereit. Früher klang es zuversichtlicher, und sogar die Sponsoren der Bleus zeigen sich zurückhaltender als auch schon. Wenn Deschamps und seine Equipe den Turnaround auch in Brasilien nicht vollbringen, dann gute Nacht. Da wird das tröstliche alte Sprichwort zitiert: «Impossible n'est pas français». *Allons, enfants.* (ack)

### Ghana: Abédi und seine Sippe

Mit bürgerlichem Namen heisst der als **Abédi Pelé** zu Weltruf gelangte Ghanaer **Abédi Ayew**.



*Schlachtenlenker:* Giorgos Karagounis.

Bei der Wahl zu Afrikas Fussballer des 20. Jahrhunderts hinter **George Weah** (Liberia) und **Roger Milla** (Kamerun) auf den dritten Rang gekommen, ist **Abédi Aushängeschild** einer fussballerisch hochbegabten Sippe, welcher ausserdem sein jüngerer Bruder **Kwame** sowie seine drei in Frankreich geborenen Söhne **André** (Olympique Marseille), **Jordan** (Sochaux) und **Rahim** angehören. André und Jordan zieren das Brasilien-Aufgebot der «Black Stars», in deren Farben ihr Vater in den neunziger Jahren 33 Tore erzielt hatte. (ack)

### Griechenland: Und ewig Karagounis

**Giorgos Karagounis**, 37, der Schlachtenlenker im Mittelfeld seit 1999 mit 132 Länderspielen, überlebte sogar den Sagenkönig «Rehakles», den deutschen Trainer **Otto Rehagel**, 76, der Griechenland von 2001 bis 2010 coachte und 2004 völlig überraschend zur Europameisterschaft führte. Nur, ausgerechnet in jenem Endspiel gegen Portugal fehlte der gesperrte Karagounis. (ph)

### Honduras: Der letzte Krieg

Noch so eine unangenehme Erfahrung gegen einen tropikaln Fussballzweig: Schweiz – Honduras 0:0, ebenfalls in der Vorrunde der WM in Spanien. Wer weiss schon, wo dieses Land genau liegt auf der mittelamerikanischen Landbrücke und an welche Nachbarn es grenzt? Nicaragua, Guatemala, Honduras. Honduras, war da nicht jene viertägige *drôle de guerre* im fernen Jahr 1969? Honduras hatte ein WM-Entscheidungsspiel gegen El Salvador im neutralen Mexiko City 2:3 verloren, und in Honduras brachen Treibjagden aus gegen salvadorianische Arbeiter. Eigentlich ging es weniger um Fussball als um die Wirtschaftsflüchtlinge, die zu Hunderttausenden illegal nach Honduras eingesickert waren. Die Truppen El Salvadors stiessen 70 Kilometer nach Honduras vor, unterstützt von Propellerflugzeugen. Nach hundert Stunden zogen sie sich wieder zurück. Der Krieg forderte 2100 Todes-

>>> Fortsetzung auf Seite 62

## Argentinien

# Lionel Messis Geheimnis

**Mit Trainer Carlos Bilardo wurde Argentinien 1986 Weltmeister. Wer ist besser, Doctor, Maradona oder Messi? Von Ruedi Leuthold**

Das Zentrum des argentinischen Fussballverbandes liegt knapp eine Stunde ausserhalb der Stadt Buenos Aires, und der Mann, der krummbeinig und verdrossen zum Eingang schlurft, könnte ohne weiteres der Gärtner sein. Aber es ist nicht der Gärtner, es ist dessen Chef, und der hat den Rasen nie gemäht. Der hat ihn gefressen. Carlos Bilardo ist bis heute einer der bestgehassten Argentinier, für viele ein Verräter, der nie etwas anderes getan hat, als das nationale Ideal eines wilden Angriffsfussballs zu stützen. 1983 wurde Bilardo Nationaltrainer Argentiniens, er war es, der das Zentrum einrichtete, in dem sich heute die Auswahlmannschaften des Landes vorbereiten. In der Eingangshalle hängen die Bilder der Helden der beiden WM-Titel: die Mannschaft von 1978 mit Trainer Menotti, jene von 1986 mit Bilardo.

Jetzt knurrt der Mann eine Begrüssung, stapft, 75 Jahre alt, voran in ein kleines Büro, Ledersessel, der Blick durchs Fenster fällt auf den gestutzten Rasen der argentinischen Pampa und auf ein Fussballtor, magisches Ziel unendlich vieler Kinderträume.

### Provinzklub schreibt Fussballmärchen

Bilardos Grosseltern kamen aus Sizilien, der Vater arbeitete in einer Möbelfabrik. Mit zwölf Jahren bestand Carlos den Test für die Juniorenmannschaft von San Lorenzo, er spielte Fussball und büffelte Medizin; mit dem Abschluss des Studiums hatte er zwei Profi-Angebote in der Tasche, eines von Argentinos Juniors, das andere von Estudiantes de la Plata. Argentinos Juniors, der Klub seines Wohnorts, war vom Abstieg bedroht. Da er plante, bald eine Praxis zu eröffnen, unterschrieb er beim fernen Estudiantes de la Plata. Denn, so überlegte er, würde er mit dem Team seines eigenen Viertels absteigen, blieben ihm ewig die Patienten fern.

Aber dann schrieb der Provinzklub ein Fussballmärchen, gewann drei Mal hintereinander die Südamerika-Meisterschaft, gewann das Weltfinale gegen Europameister Manchester United. Der Erfolg kam mit einer taktischen Umstellung, die Bilardo selber seinem Trainer vorgeschlagen hatte. Er war ein Flügelstürmer, der auch Tore schoss, trotzdem war er überzeugt, der Mannschaft dienlicher zu sein, wenn er dem gegnerischen Spielmacher auf die Pelle rückte. Für ältere Südamerikaner ist Bilardos Estudiantes die härteste und dreckigste Mannschaft,

die je zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean die Fussballplätze unsicher gemacht hat. Die Polizei steckte damals drei Spieler von Estudiantes, die während eines Finals gegen Inter Mailand des Feldes verwiesen worden waren, ins Gefängnis.

Als Nationaltrainer löste Bilardo so viel Ablehnung aus, dass sich höchste Regierungsstellen für einen Trainer einsetzten, «der sich mit dem traditionellen Stil Argentiniens identifiziert». Aber Verbandspräsident Grondona hielt Bilardo die Treue, und jetzt machte er ihn auch zum Verantwortlichen für die argentinischen Verbandsmannschaften. Deshalb fährt Bilardo noch immer täglich ins Trainings- und Verwaltungszentrum des argentinischen Fussballs.

Gibt es im Fussball heute noch so etwas wie eine nationale Identität? Einen deutschen, argentinischen und brasilianischen Fussball?

«Die Jungen heute reden nicht mehr von Identität. Das Fernsehen hat vieles verändert, die Idole sind international geworden, und die Trainer nehmen von ihren vielen Konferenzen neue Ideen mit. Aber Deutschland spielt noch immer mit viel Ordnung und Taktik. Jeder weiss, was er zu tun hat, keiner macht etwas, was nicht im Training besprochen wurde. Das gefällt mir. Argentinien spielt etwas technischer als Italien, vielleicht wie einige Klubs in Spanien. Brasilien ist weniger Organisation, mehr Inspiration.»

«Aber», werfe ich ein, «der brasilianische Trainer Scolari lässt Ronaldinho, seinen inspiriertesten Spieler, zu Hause und predigt einen pragmatischen Fussball. Deshalb muss er sich jetzt ähnliche Vorwürfe anhören wie Sie damals

---

**«Die Leute wollen kein Spektakel. Sie wollen gewinnen.»**

---

in Argentinien.» – «Die Leute haben nicht verstanden», brummt er. «Sie haben nicht verstanden, dass wir unserer Zeit voraus waren.» – «Inwiefern?» – «Bei Estudiantes hatten wir zwei Leute, die mit Super-8-Kameras die Gegner filmten. Das galt als unsportlich. Wir übten stundenlang Standardsituationen. Deswegen lachte man uns aus. Aber niemand hat so viele Tore geschossen nach Freistössen und Cornern. In der Nationalmannschaft, probierte ich ein System ohne Flügelspieler. Das war der ideologische Krieg, den ich führen musste: keine Flügel! Es gab Strassenproteste. Bei einem Spiel

gegen Deutschland kam ein Journalist fast weinend angerannt: «Bilardo, willst du mit zehn Spielern antreten?» Er hatte gesehen, dass ich nur drei Verteidiger aufgestellt hatte. Und nicht erkannt, dass dafür fünf Mittelfeldspieler aufgeboden waren. Das war mein neues System, 3-5-2, die zehnte taktische Revolution im Fussball seit 1905, damit wurden wir Weltmeister in Mexiko.»

In der Mannschaft stand damals Jorge Valdano, der später Real Madrid trainierte und sich als Sportkommentator einen Namen machte. Valdano klagte, nach den Chancen Argentiniens bei der WM befragt: «Argentinien hat sich von sich selbst entfernt. Es hat den Ball vergessen, seit hundert Jahren unsere Obsession. Es hat sich von Menotti entfernt, der am besten die Kultur unseres Fussballs repräsentierte.»

**«Pfeif ab, pfeif endlich ab!»**

Menotti spielte mit zwei Flügeln. Valdano möchte mehr Spektakel. Bilardo atmet etwas heftiger, um das verhasste Wort auszuspucken: Spektakel. «Wenn ich ins Theater oder ins Kino gehe, und das Stück ist gut, dann möchte ich, dass es nie aufhört. Im Konzert bitte ich um eine Zugabe, wenn der Sänger aufhören will. So stelle ich mir ein Spektakel vor: dass man sich wünscht, es möge nie aufhören. Aber wenn im Fussball eine Mannschaft 1:0 führt, schauen alle zum Schiedsrichter, die Zuschauer, die Spieler. «Pfeif ab, pfeif endlich ab!», rufen sie. Alle wollen, dass das Spiel aufhört. Warum? Weil die Leute kein Spektakel wollen. Sie wollen gewinnen. Um zu gewinnen, gibt es viele Methoden.»

«Was war Ihre Methode?» – «Als Arzt habe ich gelernt, dass jedes Detail wichtig ist. Du hast die Verantwortung, und das kleinste Detail kann entscheidend sein.» Vor der WM in Mexiko trainierte Bilardo mit seinen Spielern den Torjubel. Um in der Höhe nicht unnötig Energie zu verlieren, durften sich nur die Spieler in jeder Reihe umarmen, und der Torhüter durfte nicht weiter als bis zum ersten Verteidiger rennen.

«Half es, mit Maradona ein Genie in der Mannschaft zu haben?» – «Es half an der WM. Vorher nicht. Man kritisierte mich, weil ich Maradona zum Captain gemacht hatte. Einen Söldner, der nicht bereit sei, sich für die eigene Mannschaft zu zerreißen. So wie man es dann eine Zeitlang auch von Messi sagte.»

In Mexiko schoss Diego Maradona sein berühmtestes Tor, nachdem er in 10,6 Sekunden 62 Meter gerannt war und mit zwölf Ballberührungen sechs Engländer ausgedribbelt hatte. Einundzwanzig Jahre später schoss Argentiniens neuer Star Lionel Messi in einem Cup-Spiel mit Barcelona gegen Getafe ein ähnliches Tor. Und obwohl er nur sechzig Meter rannte und mit dreizehn Ballberührungen bloss fünf Gegenspieler ausdribbelte, war Maradona eifersüchtig. Messi wurde in Barcelona ein Weltstar,



Sechzig Meter gerannt, dreizehn Ballberührungen, fünf Gegenspieler ausgedribbelt – Tor: Messi, 2007.

aber als Maradona Nationaltrainer wurde, zeigte er ihm die kalte Schulter: «Meine Mannschaft besteht aus Mascherano, Jonàs Gutiérrez und neun mehr.» An der WM in Südafrika mit Maradona als Trainer schoss Messi kein einziges Tor. 2011 machte ein neuer Trainer Messi zum Captain. Im ersten Spiel mit neuer Verantwortung – gegen die Schweiz in Bern – schoss Messi einen Hattrick, seither hat sich das argentinische Publikum mit dem Superstar versöhnt.

«Wer ist besser, Señor Bilardo, Maradona oder Messi?» – «Jeder ist der Beste in seiner Epoche. Vor ihnen waren es Di Stefano, Pelé, Bobby Charlton. Man kann sie nicht vergleichen, das Spiel ist anders geworden.» – «Wie erklären Sie das Phänomen Messi? Diese Kälte und diese Geschwindigkeit, mit der er den Ball vorantreibt, noch ein letzter, tödlicher Stoss am letzten Verteidiger vorbei, wenn jeder andere schon längst geschossen hätte?» Der alte Trainer sieht zum Fenster hinaus. «Von hier aus kann ich ihm zusehen, wenn sie trainieren, und ich sehe, dass er immer das Unerwartete macht, das kann er, und deshalb ist er der Beste der Welt. Der, der den Unterschied macht.» – «Also kann man Messi nicht erklären?» – «Warum gibt es grosse Musiker, grosse Maler? Diese Leute sind dafür gebo-

ren.» Von Messi, dem Ausserirdischen, sagte der Trainer Coco Basile: «Ich habe nie einen Spieler gesehen, der mit dem Fuss am Ball so schnell ist. Das Überraschendste ist, dass die Geschwindigkeit des Gehirns mit den Beinen Schritt hält. Nie spielt er einen Fehlpass aus Müdigkeit, immer findet er die korrekte Lösung. Und diese korrekte ist immer auch eine spezielle Lösung.» Der frühere brasilianische Fussballstar Romario, Vater einer autistischen Tochter, verkündete, es seien autistische Züge, die Messi zu einem Fussballgenie machten. «Ach wo», stöhnt Doktor Bilardo, «der ist ganz normal.»

Romario bezog sich auf den Bericht eines brasilianischen Journalisten, der verbreitet hatte, bei Lionel Messi sei als Kind das Asperger-Syndrom festgestellt worden, eine leichte Form des Autismus, an der auch Genies wie Einstein und Newton gelitten haben sollen und für die eine hohe Intelligenz und verminderte Kommunikationsfähigkeit typisch sind. Anzeichen dafür glaubten der Journalist und seine Gewährsleute im Verhalten Messis auf dem Platz zu finden: «Eine Reihe eingeübter, immer gleicher Bewegungen, die Fähigkeit, das Verhalten der gegnerischen Spieler vorauszuahnen, ein stiller Zwang zur Perfektion und die Niedergeschla-

genheit, wenn etwas Unvorhergesehenes passiert. Bei den Interviews dieser vage Blick ins Leere. Eine Scheu, im Rampenlicht zu stehen. Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Ruhm.»

«Hör auf», fährt Bilardo dazwischen, «es geht um ganz andere Gefühle. Messi ist einfach ein guter Mensch. Gibt überall Autogramme, hat keine Probleme mit den Mitspielern. Andere, die in kleineren Vereinen spielen, blasen ihr Ego auf. Messi tut das nicht. Er ist bescheiden, telefoniert täglich mit seiner Familie in Argentinien.» – «Aber er hat gesundheitliche Probleme, muss sich immer wieder übergeben, auch auf dem Platz.» – «Da ist nichts. Natürlich haben wir uns Sorgen gemacht und ihn sofort untersuchen lassen. Die Ärzte fanden nichts. Alles okay. Aber Messi ist ein sensibler Mensch, und der Druck ist gross. Wenn Barcelona nicht gewinnt, ist er schuld.»

### Eine harte Hand

«Jetzt hat Argentinien überraschend Carlos Tévez für die WM nicht aufgeboten, das Idol des Volkes, der wie kein anderer den Kampfgeist und die Frechheit des argentinischen Fussballs verkörpert.» – «Das ist Sache des Trainers.» – «Wird er vielleicht ausgebootet, weil er sich nicht in den Dienst Messis stellen will?» – «Das kann ich nicht bestätigen. Gerüchte und Diskussionen gibt es immer.» – «Wer ist Ihr WM-Favorit?» – «Deutschland, Brasilien, Argentinien, England, alle haben ihre Chance. Auf den Brasilianern lastet der Druck des Maracanazo, des verlorenen Finals von 1950. Der Druck spielt für die Brasilianer, er bindet die Mannschaft zusammen. Für die Spanier wird es schwieriger. Sie spielen schon lange zusammen, da fällt es schwer, den gleichen Siegeswillen zu entwickeln.»

«1990 wollten Sie in die Politik einsteigen und Präsident Argentiniens werden. Was war Ihr Programm?» – «Was tut ein Fussballtrainer, wenn alles schief läuft? Wenn eine Mannschaft drei-, viermal hintereinander verliert, dann ziehe ich die Zügel an. Dann wird das Training verschärft, dann wird härter trainiert. Das braucht Argentinien. Mehr Ordnung, mehr Kontrolle, ein besseres Gesundheitssystem. Argentinien ist ein reiches Land, und es darf nicht sein, was immer wieder passiert. Die Politiker werden gewählt, und wenn sie gehen, sind sie Millionäre. Da braucht es eine harte Hand.» – «Woran scheiterte Ihre Kandidatur?» – «Ich hatte viel gute Unterstützung und Zuspruch, aber irgendwie verschwanden 3000 Unterschriften für meine Bewerbung, und danach liess ich es gut sein. Ich blieb beim Fussball.» – «Vielen Dank, Doctor.»

opfer. Honduras gilt als instabile Bananenrepublik schlechthin, der letzte Staatsstreich ereignete sich 2009; die Mordrate mit 86,5 Opfern pro 100 000 Einwohnern ist die höchste der Welt. Immerhin hat ein Sportjournalist, **Salvador Nasralla**, als Führer der Antikorruptionspartei bei den letzten Präsidentschaftswahlen das viertbeste Resultat erzielt. Die Nationalmannschaft unter dem kolumbianischen Trainer **Luis Fernando Suárez**, 55, der nie in Europa gearbeitet hat, besiegte in der Qualifikationsrunde das US-Team **Jürgen Klinsmanns** 2:1, verlor aber auswärts ihren Schrecken und ging bei einem Test gegen Brasilien 0:5 unter. Das feuchte Klima von Manaus ist ihr Verbündeter gegen die Schweiz. (ph)

### Iran: Gepard gegen Puma

Auf der Brust tragen die iranischen Spieler als Symbol einen Geparden, und die Trikots kommen aus Balingen (Baden-Württemberg). Nike hat zehn Mannschaften am Start, Adidas neun, Puma acht. Die WM ist das ideale Werbe-schaufenster für die grossen Marken des Sportartikelgeschäfts. Die Firma Uhlsport, ein Branchenzweig mit kaum sechzig Millionen Euro Jahresumsatz, rüstet exklusiv das Team des Iran mit Textilien aus, den letzten Aussen-seiter mit einer Wettquote von 1 zu 1501. (ph)

### Japan: Blaue Mauerblümchen

Die Japaner sind die grössten Baseballfans nach **Fidel Castro**, Fussball ist für sie ein Mauerblümchen daneben. Zum guten Glück lebt in Brasilien eine beachtliche Zahl von japanischen Einwanderern, weshalb die vom Italiener **Alberto Zaccheroni** trainierten «Samurai Blue» ihre WM-Mission nicht ohne vokale Unterstützung in Angriff nehmen werden. (ack)

### Kamerun: «Africa, addio»?

Kaum hatte sich vor vierzig Jahren erstmals eine Mannschaft aus Schwarzafrika – Zaire (vormals Belgisch-Kongo) – für die WM-Endrunde qualifiziert, folgte die herbe Enttäuschung. Schon in der Gruppenphase erlitten die Novizen mit drei Niederlagen und dem Torverhältnis von 0 zu 14 spektakulären Schiffbruch. Seither ging's aufwärts mit dem Kontinent, aber bei weitem nicht so steil wie vielerorts erwartet. Die bisher besten schwarzafrikanischen Mundial-Ergebnisse erzielten Kamerun 1990, Senegal 2002 und Ghana 2010 mit Vorstössen in die Viertelfinals. Allen Enttäuschungen zum Trotz wird aber unentwegt vom baldigen Aufleuchten Afrikas am Fussballfirmament geredet. Heuer gelten die Hoffnungen insbesondere dem Team aus Kamerun, geschart um **Samuel Eto'o**. Der eigenwillige 33-jährige Stürmerstar ist mit 55 Treffern in bisher 112 Länderspieleinsätzen Rekordtorschütze der «Unbezähmbaren



**Spektakulärer Schiffbruch:** Samuel Eto'o.

Löwen». Gelingt ihm und den seinen der grosse Wurf aber auch diesmal nicht, heisst es wieder einmal «Africa, addio». (ack)

### Kolumbien: Mordmotiv Eigengol

Die Ballkünstler aus Kolumbien werden, wie einst 1994, als gefährlicher Outsider gehandelt. Im Tropenklima ist der Angriff mit **Jackson Martínez**, **Radamel Falcao** und **Juan Cuadrado** in seinem Element. Aber vor Wetten auf diese Mannschaft wird gewarnt. Das erfuhr der unlängst verstorbene Dichter **Gabriel García Márquez**, der in seiner Jugend selber Fussball gespielt hatte – vom Arzt verordnet wegen seiner schwächlichen Gesundheit – und der in seinen frühen Zeitungskolumnen den grossen Argentinier **Alfredo Di Stéfano** bewunderte, der für die Millionarios in Bogotá gestürmt hatte. García Márquez wettete also 1994 gleichermassen als Experte und Patriot gegen den ehemaligen Leibarzt des chilenischen Präsidenten **Allende**, **Danilo Bartulin**, auf Kolumbien als Weltmeister. Es ging um einen Mercedes. Doch seinen Landsleuten half auch ein 2:0-Sieg gegen die Schweiz nicht über den letzten Platz in der Vorrunde hinaus. Nach der Heimkehr in Schande wurde der Verteidiger **Andrés Escobar**, der unglückliche Schütze eines Eigentors gegen die USA, in Medellín vor einer Bar erschossen. Die Tatsache, dass der Täter **Humberto Muñoz Castro** Chauffeur und Leibwächter eines Drogenkartells war, liess eher auf einen Auftrags- und Rachemord als auf die Tat eines frustrierten Fanatiker schliessen. Die Bosse hatten enorme Summen im Wettgeschäft verloren. Dem Sarg Escobars folgten 120 000 Trauernde, und auch in Bern war er nicht vergessen, wo er zwei Jahre das Trikot der Young Boys getragen hatte. (ph)

### Mexiko: «Los millionarios»

Reklamestrategen zählen Mexikos Team zu den fünf attraktivsten der Welt. «El Tri» erzielt dank Fernseh- und Sponsorenverträgen – etwa mit Telefónica Movistar, Coca-Cola und



**120 000 Trauernde:** Unglücksvogel Escobar.

Visa – sowie dem Verkauf von Jerseys Milliardenumsätze. Lumpen lässt sich auch nicht die Spitzenliga: In der Primera División werden die höchsten Gehälter Lateinamerikas und weltweit die fünfthöchsten Gagen hinter Europas grossen vier bezahlt. Dennoch konnten die «millionarios» international noch nie grosse Stricke zerreißen. Ihre grössten Erfolge verzeichneten sie 1970 und 1986 infolge WM-Heimvorteils mit dem Vorstoss in die Viertelfinals. Ihre Chancen vergrössert es nicht, dass sich ausgerechnet der Superstar und Goalgetter **Carlos Vela** abmeldete, angeblich aus Verletzungsgründen. (ack)

### Niederlande: Ein Diktator für die «Elftal»

Für **Otto Stibbe**, den ehemaligen Chef der medizinischen Abteilung von Ajax Amsterdam, ist die Sache klar. Will die «Elftal» ihr chronisches Leiden – die Zerstrittenheit ihrer Stars – überwinden, so muss ein Diktator her. Ein Mann, der die zwar brillanten, aber notorisch eigensüchtigen Ballkünstler vom Schlage eines **Robin van Persie** oder **Arjen Robben** ohne falsche Zimperlichkeit zum Teamdenken bewegen könnte. Will heissen: ein Mann wie **Louis van Gaal**. So delikats das Vorhaben auch sein mag, so wenig will Stibbe ausschliessen, dass der Bondscoach, den er bei Ajax als



Stricke zerreißen: Carlos Vela.

Kirsche auf der Torte: Guus Hiddink.

benennung hat indes hitzige Debatten um die ethnische Zusammensetzung des Teams aus dem 160-Millionen-Vielvölkerstaat nie verhindern können. Die Mehrzahl des Kaders besteht aus Igbo (Christen), dagegen fehlen Haussa oder Fulani (Muslime). Eine verpasste Integrationschance für die zutiefst gesplante Gesellschaft – es sei denn, die Super-Adler erwiesen sich als Überflieger und verbesserten in Brasilien ihre bisher besten WM-Performances, die Achtelfinals von 1994 und 1998. (ack)

#### Russland: Berlusconi's Tipp an Putin

Der Judokämpfer **Wladimir Putin** ist auch über Fussball im Bild. Sein Freund **Silvio Berlusconi** hat ihm den Nationaltrainer **Fabio Capello**, 67, vermittelt, der für den Padrone der AC Milan vier Meistertitel und einen Champions-League-Gewinn eingefahren hat. Capello, «Das Kinn» genannt, war auch bei Real Madrid, der AS Roma und Juventus Turin mit harter Hand erfolgreich. Dann suchte er eine Arbeit, die ihm mehr Freizeit in seiner Traumvilla im spanischen Marbella ermöglichte, und wurde Teamchef Englands. Da scheiterte er, erstmals in seiner Karriere – an der fremden Sprache und an der chronischen Müdigkeit der englischen Spieler im Frühsommer. In Russland hat er wieder Verständigungsprobleme, verwechselt manchmal Spielernamen, und die Reisen durch die Zeitzonen des Riesenreichs verwirren ihn. Aber als Taktiker und Strategie ist er einer der Besten. Überhaupt sind italienische Einpeitscher weltweit gefragt. **Marcello Lippi** vergoldet seinen Weltmeistertitel von 2006 in China, ständig begleitet von Dolmetschern. **Alberto Zaccheroni** figuriert als Nationaltrainer Japans. **Carlo Ancelotti** drillt die Galaktischen von Real Madrid, **Roberto Mancini** nach Manchester City jetzt Galatasaray Istanbul. Der zungenbrechende «Flasche leer»-Veteran **Giovanni Trapattoni**, 75, wird demnächst als Nationalcoach in Marokko erwartet. (ph)

#### Spanien: «La Roja» mit Rostflecken

Den ungezählten Besserwissern, die in den Zeiten vor 2008 felsenfest überzeugt davon waren, dass Spaniens Auswahl an Grossanlässen nie zu Grossartigem imstande sei, gab «La Furia Roja» mit Titelgewinnen an der Euro 2008 (1:0 gegen Deutschland), der WM 2010 (1:0 nach Verlängerung gegen die Niederlande) und der Euro 2012 (4:0 gegen Italien) die Antwort gleich dreifach. Mit dieser Trilogie dürften, wie nicht allein Besserwisser mutmassen, die fetten Jahre allerdings vorüber sein. Am Ensemble von **Vicente del Bosque**, dem vor drei Jahren in den Adelsstand erhobenen Grandseigneur, sind unübersehbar Rostflecken aufgetaucht. Einerseits haben die meisten Schlüsselspieler – **Casillas, Iniesta, Xavi, Alonso, Villa, Torres** – das Kap der dreissig Altersjahre überschritten. Andererseits besteht chronischer Mangel an Goalgettern; das Toreschiessen in der Landesmeisterschaft wird vornehmlich von Ausländern – **Ronaldo, Messi, Neymar** und so weiter – besorgt. Selbst im spanisch-spanischen Champions-League-Final Real Madrid – Atlético Madrid waren vier der fünf Torschützen Nichtspanier; die nationale Ehre rettete mit **Sergio Ramos** ausgerechnet ein Verteidiger. Eine «Roja» ohne «furia» also, ein Tiger ohne Zähne? Nicht doch. Seit letztem Herbst weist das Team, dessen Stärke allemal aus dem Mittelfeld kam, wieder einen offensiven Lichtblick auf: den in Brasilien geborenen und in Spanien eingebürgerten **Diego Costa**. Zu schade, dass die Perle von Atlético einer Oberschenkelverletzung wegen bereits nach neun Minuten des Champions-League-Endspiels vom Platz genommen werden musste. (ack)

#### Südkorea: Erinnerungen an Hiddink

Nie war für die Südkoreaner ein Trainer so wertvoll wie Guus Hiddink. Weil der Niederländer die «Taeguk Warriors» an der Heim-WM 2002 auf den vierten Schlussrang führte, bedankte sich die Republik Korea mit dem Verleihen der Ehrenbürgerschaft. Eine solche

angehenden Trainer kennengelernt hatte, das Zeug dazu hat. Umso mehr, als van Gaal, designierter Nach-Nachfolger von **Sir Alex Ferguson** bei Manchester United, ein ähnlich ego-manner Charakter nachgesagt wird wie einigen seiner Spieler. Trotzdem mag Stibbe nicht an einen Titelgewinn glauben: «Wir haben schlicht und einfach zu wenige Spitzenkünstler, im Gegensatz zu den Deutschen nur eine Handvoll, und dahinter kommt nichts als Mittelmässiges.» Unbarmherziger Befund für eine Mannschaft, die es in ihrer Geschichte dreimal in den WM-Final (1974 gegen Deutschland, 1978 gegen Argentinien, 2010 gegen Spanien) schaffte, dort aber dreimal unterlag. Seit Jahrzehnten ein passionierter Szenekenner, beklagt Stibbe heute den Nachwuchsmangel: «Die Konkurrenz durchs Landhockey macht uns zunehmend zu schaffen. Der Fussballverband stagniert bei einer Million Aktiven, im Landhockey haben sie inzwischen schon deren 800 000.» (ack)

#### Nigeria: Die Nicht-so-super-«Eagles»

Ursprünglich trug Nigerias Nationalmannschaft den Übernamen «Green Eagles», doch weil dies im einwohnerreichsten Land Afrikas als gar zu bescheiden empfunden wurde, machte man daraus «Super Eagles». Die Um-

Auszeichnung war zuvor noch keinem Ausländer zuteilgeworden. **Guus Hiddinks** überwältigender Erfolg ist die Kirsche auf der Torte der Gesamtbilanz eines Verbands, der mit seinen insgesamt neun WM-Teilnahmen den Rest der Region Asien/Ozeanien deutlich überragt. (ack)

### Uruguay: Drei Hallelujas und ein Knie

Drei Hallelujas auf Uruguay, auf den fabelhaften Legionärssturm mit **Edinson Cavani** (Paris St-Germain), mit dem verdienten Wandervogel **Diego Forlán**, 35, und **Luis Suárez**. Nur: Viereinhalb Wochen vor dem wahrscheinlich entscheidenden WM-Gruppen-spiel gegen England verliess der Goalgetter des FC Liverpool mit den vorstehenden Zähnen und der kannibalischen Neigung, die Gegner ins Fleisch zu beissen, das Spiel in Montevideo im Rollstuhl. Wird Suárez von der Operation am linken Knie rechtzeitig genesen? (ph)

### USA: Es war einmal ein Freddy

Auch in Sachen Soccer sind Amerikas Möglichkeiten unbegrenzt. Dies begriff vor zehn Jahren das Wunderkind **Freddy Adu**. Mit seiner Familie im zarten Alter aus Ghana eingewandert, wurde der vermeintlich hochtalentiertere **Fredua Koranteng Adu** schon als 14-Jähriger eingebürgert in der Absicht, den Fussballsport made in USA endlich auf die seit Jahrzehnten in Aussicht gestellten Hochtouren zu bringen. Von Nike bekam der Junge mit dem gewinnenden Lächeln einen Millionenvertrag und von den Medien die erwünschte Aufmerksamkeit, er stellte sich auf dem Rasen jedoch bald als Nullnummer heraus. Der Rausch um Adu, in den Annalen der Major League Soccer sowohl jüngster Spieler als auch jüngster Scorer, war bald verflogen. Still und leise ins Ausland abgeschoben, tingelt der mit 1,70 Meter eher kleineren Angriffsspieler seither zwischen Europa und Südamerika; gegenwärtig ist Adu, inzwischen 25, vereinslos. An seinem Beispiel bewahrheitet sich das geflügelte Wort, laut dem in Amerika Fussball der Sport der Zukunft ist und es immerdar bleiben wird. Doch selbst ohne Stars, echte oder vermeintliche, wird es dem Team USA in Brasilien an Unterstützung nicht mangeln. Mehr Schlachtenbummler als die Yankees stellt niemand; da Soccer zu den Vergnügen des oberen Mittelstands gehört, liegt für die Gefolgschaft der von **Jürgen Klinsmann** betreuten Auswahl ein Trip ins Samba-und-Cachaça-Land problemlos drin. Sogar Präsident **Barack Obama**, sonst eher dem Basketball zugeneigt, hat sein Kommen angesagt. Auch für ihn gilt es, sich eines Ereignisses zu erinnern: Vor 64 Jahren hatte ein Team USA mit einem sensationellen 1:0-Sieg gegen England für den fussballerischen Urknall im Lande des Baseballs erzeugt. Amerika den Amerikanern. (ack)

## Brasilien

# Der Götterliebbling

Der WM-Gastgeber setzt die Haut aufs Spiel für das schöne Spiel. Das Phänomen hat einen Namen: Neymar. Von Peter Hartmann

Dass Dani Alves vom FC Barcelona die Banane seelenruhig ass, die Ende April ein Dummkopf aus dem Publikum im spanischen Villareal nach ihm geworfen hatte, löste eine Art von weltweiter Intifada gegen den Rassismus in den Fussballstadien aus. Die Banane, das Affenfutter, als Bumerang. Solidarisch zeigte sich der Superstar Neymar im Internet mit einer appetitlich geschälten Banane, im Arm hielt er seinen zweijährigen blonden Sohn, der eine riesengrosse Bananenpuppe herzte.

Auch Neymar war schon Ziel eines Bananenfütterers gewesen während eines Freundschaftsspiels gegen Schottland, das in London ausgetragen wurde. Denn zwei Schotten gelten als die Urväter des Fussballs in Brasilien. Thomas Donohue, ein Textilfärber aus Glasgow, begründete gewissermassen den proletarischen Zweig und warb im Viertel Bangu in Rio Mitspieler unter den Arbeitern an, auch Schwarze und Muttel; Charles William Miller, Sohn von Einwanderern, ein Eisenbahningenieur und britischer Vizekonsul, begann im gehobenen Cricket-Club in São Paulo mit zwei Lederbällen, die er aus England mitgebracht hatte. Man schrieb das Jahr 1894.

### 112 Millionen Euro Ablöse

Längst rollt der Ball in die umgekehrte Richtung: Brasilien exportiert, wertmässig, mehr Fussballspieler ins Ausland als beispielsweise Bananen, für 400 Millionen Dollar allein letztes Jahr, und der spektakulärste und undurchsichtigste Transfer war der Verkauf des Wunderknaben und Publikumsliebblings, des traumtänzerisch-fragilen Fliegengewichts, des nationalen Hoffnungsträgers und letzten Poeten des Fussballs, Neymar da Silva Santos Júnior, 20, vom FC Santos zum FC Barcelona.

Justiz- und Steuerbehörden versuchen seit einem Jahr auf zwei Kontinenten die Finger zu ermitteln, die an diesem lebenden Juwel ihre Abdrücke hinterlassen haben. Ursprünglich wurde die Ablösesumme mit 57 Millionen Euro deklariert. Inzwischen ist der Zählerstand der Transaktion auf 112 Millionen Euro geklettert, mehr als der vermeintliche Rekordbetrag von 100 Millionen, den Real Madrid für Gareth Bale bezahlte, und viel mehr als der teuerste Picasso, der «Jüngling mit Pfeife» (86 Millionen Dollar, vor zehn Jahren).

Neymar, der Götterliebbling, spielt mit seiner Identität als *pardo*, als Mischling, mit seinem ständigen Wechseln von Frisur und Haarfarbe in einem Land, das einen unterschweligen Rassismus nie überwunden hat, auch wenn der Soziologe Gilberto Freyre die Zustände mit der Formulierung beleuchtete: «Wir leben in einer Rassendemokratie. Sie ist nicht perfekt, aber sie ist die fortschrittlichste der Welt.» Vielmehr hat sich eine gegenseitige Scheintoleranz herausgebildet, die das Problem verdrängt. Die 200-Millionen-Bevölkerung teilt sich in eine Hälfte aus weissen Nachfahren der hauptsächlich portugiesischen, aber auch italienischen und deutschen Einwanderer und in eine aus Mischlingen aller Schattierungen mit einer schwarzen Minderheit, die 7 Prozent ausmacht, und einen verschwindenden Restbestand indianischer Ureinwohner. Gesellschaftlicher Aufstieg und Bildungschancen werden möglich oder erleichtert über die Aufhellung der Haut und Mischeheiraten in der Farbenskala nach oben. Der eigentliche Schmelztiegel ist nicht Brasilien, sondern der Fussball, und auch das ist vielleicht eine Illusion.

Neymars Styling wechselt, aber seine Haare sehen nie mehr so aus wie auf seinen Jugendfotos. Damals waren sie schwarz und gekräuselt. Vor langer Zeit, als sich der Ruhm noch als Mund-zu-Mund-Propaganda und über Zeitun-

## Der eigentliche Schmelztiegel ist nicht Brasilien, sondern der Fussball.

gen über das riesige Land verbreitete, war Arthur Friedenreich (Geburtsjahr: 1892) aus São Paulo der brasilianische Nationalheld. Er erfand den Effetschuss und hinterliess eine Statistik von 1329 Toren, 49 mehr als der monumentale Pelé, und weil Farbige bis 1918 nicht in die Nationalelf aufgenommen wurden, streckten sie sich die Haare glatt mit Bienenwachs und bleichten sich das Gesicht mit Salben und Mehl; am Südamerikaturnier 1921 in Argentinien wurden sie trotzdem nicht zugelassen. Friedenreichs Vater war ein deutscher Kaufmann, seine Mutter dessen Wäscherin, und dank väterlicher Protektion konnte er im SC Germania Fussball spielen. Der Neymar der Pionierzeit starb 1969 völlig vergessen und verarmt.

Fussball war ursprünglich ein elitärer Sport der weissen Oberschicht in den Regatten- und Ruderklubs von Flamengo, Fluminense, Vasco





*Traumtänzerisch-fragiles Fliegengewicht:* Neymar da Silva Santos Júnior.

da Gama und Botafogo in Rio de Janeiro und in den Cricket-Clubs der Briten und den deutschen Heimatvereinen von São Paulo. Aus dem Fluminense-Zirkel kam João Havelange, ein Schwimmer und Wasserballspieler, der zum allmächtigen Fifa-Monarchen aufstieg und im hohen Alter der Korruption überführt wurde. Sein Ex-Schwiegersonn Ricardo Texeira hatte als brasilianischer Verbandsboss die WM als gigantische private Abzocknummer geplant und hat sich jetzt als Justizflüchtling in Florida verbunkert. Sein grosser Gegenspieler Romário, 48, Stürmer der Weltmeister-Seleção von 1994, heute Parlamentarier und Systemkritiker des Fussballs und der Fifa, hat dem Land und dem Ausland die Augen geöffnet. Vielleicht wird er noch als Präsident in Brasília einziehen.

Brasilien als fernes, verklärtes Sehnsuchtsland des *jogo bonito* (schönen Spiels) und des Samba-Lebensgefühls ist in den vergangenen fünfziger-Jahren entstanden. Seine Botschafter waren diese traumhaftleichtfüssigen Fussballer der WM 1958 in Schweden, die auf den schwarzweiss flimmernden TV-Schirmen ein zuvor nie gesehenes Schauspiel aufführten. Die Welt war hungerig von Garrincha, Didi und Pelé, dem schlafwandlerischen leichtfüssigen Wunderkind. Im Jahr danach gewann der Film

«Orfeu Negro» des Franzosen Marcel Camus in Cannes die Goldene Palme und in Hollywood den Oscar für den besten fremdsprachigen Film, ein herzerreissendes Karnevals-drama mit dem melancholischen «A Felicidade» von Antônio Carlos Jobim (dem Namenspatron des Flughafens von Rio) und Vinícius de Moraes als Leitmotiv und Hintergrundmusik. Den tänzerischen Tod spielte Adhemar da Silva, der Olympiasieger im Dreisprung. Den Hauptdarsteller entdeckte Camus beim Flanieren in Copacabana: Breno Mello – ein Fussballer, wie sich herausstellte, ein Jugendfreund und Mannschaftskollege Pelés. Mello starb mit 74 Jahren, vergessen, auch von Pelé, in einem Stadtviertel namens «Tristeza», Traurigkeit, und es heisst von Pelé, dass er alles vergisst, um berühmt zu bleiben, auch die Schwarzen und die *pardos*, die ihn als brasilianischen Onkel Tom verachten. «Pelé» ist jetzt ein Produktname, ein Geldautomat, er selbst ist sogar Doctor honoris causa, ein unsterblicher Zombie seines Ruhmes.

Die Massenliebhaber waren fast immer dunkel. Friedenreich, Leonidas und der populärste von allen, Garrincha, dessen Sarg 1983 eine Million Menschen am Maracana-Stadion vorbei zum Friedhof folgte. Garrincha (das Vögelchen), der Paradiesvogel mit verkrümmter Wir-



*Das Vögelchen:* Mané Garrincha.



*Zombie seines Ruhmes:* Pelé.

belsäule, das rechte Bein ein X, das linke ein O, ein verschwenderischer Trickkünstler und leider unrettbarer Alkoholiker. Später Ronaldo «El Fenómeno» und Ronaldinho, der Garrincha am nächsten kam. Weiss waren Zico und Kaká; die Trainer immer weiss; Zagallo, schon als Spieler 1958 und 1962 Weltmeister und dann als Coach 1970 in Mexiko mit dem genialen Einfall, mit fünf Nummern 10 anzugreifen, mit Jairzinho, Tostão, Gérson, Rivellino und Pelé, die Italien im Endspiel 4:1 abschossen.

### Eine Art Friedensgarant

Luiz Felipe Scolari, der gegenwärtige Nationaltrainer, der schon 2002 die Weltmeistermannschaft führte, die fünfte und bislang letzte, stammt aus Venedig und besitzt auch den italienischen Pass. Er steht vor einer Aufgabe, die noch nie so schwierig war. Als eine Art Friedensgarant eines Landes, dessen grosse soziale Probleme für kurze Zeit auf den Brennpunkt im Stadion konzentriert werden. Das Leben wird weitergehen, und auch der Fussball.

«Lauf, Neymar, lauf.» Jeder von uns hat neben der eigenen Mannschaft eine zweite Liebe, natürlich Brasilien.

# «Alles in die richtige Richtung»

Lothar Matthäus hat alles gewonnen, was man im Fussball gewinnen kann. Der Rekordinternationale über Jogi Löw, das Ende von Tiki-Taka, Deutschlands Schwächen in der Abwehr und darüber, warum er so viele Ehefrauen hatte wie Klubs. *Von Guido Tognoni und David Payr (Bild)*

**Lothar Matthäus, warum haben deutsche Mannschaften gegen ausländische Konkurrenz oft grosse Probleme in der Abwehr? Vier Tore gegen Schweden, fünf gegen die Schweiz. Bayern gegen Real 0:4, in München! Was ist da los?**

Man sieht, dass der deutsche Fussball von der Attraktivität lebt. Offensiv sind die Spieler gut geschult worden, auch im Nachwuchs sind wir sehr auf Angriff ausgerichtet. Dadurch hat die frühere Abwehrstärke der Deutschen gelitten. Ohne Philipp Lahm haben wir in der Hintermannschaft auf den Aussenpositionen riesengrosse Probleme, und in vielen Verteidigungen besetzen Ausländer die zentralen Positionen. Wir müssen daran arbeiten, denn Titel werden in der Defensive gewonnen und nicht in der Offensive. Wir lassen nicht nur zu viele Tore zu, sondern auch zu viele Torchancen.

**Kann Deutschland mit einer solchen Verteidigung Weltmeister werden?**

Nein, die Verteidigung muss besser stehen. Gegen Chile haben wir 0:0 gespielt, aber sieben, acht klare Torchancen zugelassen. Doch die Defensive ist ein Gesamtpaket: Wie arbeitet das Mittelfeld mit den Verteidigern zusammen, was macht die Sechserposition mit den Innenverteidigern, wie ist in der Mannschaft jeder Spieler auf seine Mitspieler eingestellt?

**Sie selber wurden 1991 von den Nationaltrainern zum ersten Weltfussballer des Jahres gewählt. Was hat sich seither im Fussball verändert?**

Oh, sehr vieles. Wirtschaftlich ist der Fussball explodiert; es wird viel besser gearbeitet als früher, man wird als Spieler systematisch aufgebaut und betreut. Heute lernen Fünfzehnjährige, was wir als Zwanzigjährige gelernt hatten. Im Endeffekt ist alles in die richtige Richtung gelaufen.

**Nach Ihnen wurde mit Fabio Cannavaro 2006 nur ein einziger Defensivspieler zum Weltfussballer gewählt. Werden Verteidiger zu wenig geschätzt?**

Ich war kein Defensivspieler, sondern ein Mittelfeldspieler mit grossem Offensivdrang. Fabio Cannavaro war als Mittelverteidiger ein reiner Defensivfussballer. Er war zwar Kapitän und Kopf der italienischen Weltmeistermannschaft, fiel aber sonst nicht etwa durch Tore auf. Dass seine Leistung derart gewürdigt wurde, hat mich gleichermassen gewundert wie gefreut.

**Als Sie mit Deutschland 1990 in Italien Weltmeister wurden, erlebten wir eine spielerisch sehr bescheidene WM. Die Fifa machte sich Sorgen um die abnehmende Anzahl Tore. Zwanzig Jahre später sind fehlende Tore kein Thema mehr.**

Das hängt mit der verbesserten Anwendung der Regeln zusammen. 1990 wurden Fouls, welche heute eine gelbe oder sogar rote Karte nach sich ziehen, nur mit einem Freistoss bestraft. Die Stürmer haben es leichter als früher, die Zweikämpfe werden sauberer geführt. Es wäre interessant, zu sehen, wie viele Tore Gerd Müller heute schiessen würde. Zudem verschafft das Tolerieren des passiven Abseits den Stürmern zusätzliche Torgelegenheiten.

**1958 hat Brasilien die Abwehr mit der Viererkette eingeführt. Ist es heute noch zeitgemäss, gegen einen oder zwei Stürmer mit der Viererkette zu spielen?**

Was man spielt, hängt von der Überzeugung des Trainers und von den Spielern ab, die zur Verfügung stehen. Ich habe hier in Ungarn die Dreierkette eingeführt, weil ich einfach

---

**«Es wäre interessant, zu sehen, wie viele Tore Gerd Müller heute schiessen würde.»**

---

nicht die schnellen und intelligenten Spieler für eine Viererkette hatte. Ich bin ein Fan der Viererkette, wenn ich die passenden Spieler dafür habe.

**Wie sehen die Wunschspieler für die Dreierkette aus?**

In der Mitte ein schneller, intelligenter Spieler, wie ich einer war (*lacht*), der hinter oder vor den Verteidigern stehen kann, und zwei harte, kopfballstarke Innenverteidiger, die im Zweikampf gut geschult sind. Dazu kann ich die Aussenverteidiger schnell verschieben. An der Europameisterschaft 2012 hat Italien gegen Spanien im Gruppenspiel mit einer Dreierkette, im Final aber mit einer Viererkette gespielt. Dreierkette heisst ja meistens Fünferkette, da die Aussenverteidiger zurückkommen. Ich habe mich gewundert, dass die Italiener umstellten. Sie kassierten zwei Tore aus jenen Räumen, die bei der Viererkette frei wurden. Dabei hatte die Dreierkette im ersten Spiel sehr gut funktioniert.

**In Deutschland war der Stellenwert des Fussballs noch nie so hoch wie heute, die Bundes-**

**liga hat die höchsten Zuschauerzahlen der Welt. Wenn Jogi Löw für die Nomination des Kapitäns der Nationalmannschaft mit seinen Beratern eine fünftägige Klausur auf Sylt forderte, würde ihm das gewährt und ganz Deutschland hielte den Atem an.**

Das sind die Ergebnisse unserer Anstrengungen und das Erbe der WM-Endrunde 2006. Bei uns wird sehr ordentlich, sauber und zielstrebig gearbeitet. Dank guter Vermarktung können viele Vereine aus dem Vollen schöpfen. Wir haben schöne und trotz einiger Idioten sichere Stadien, wir haben gute Zufahrtswege. Man kann mit der Familie ins Stadion gehen und findet saubere Toiletten vor.

**Ist der Tiki-Taka-Fussball, der Ballbesitz um jeden Preis, den Pep Guardiola bei Barcelona bekannt machte und auch mit Bayern praktiziert, ein wünschenswertes Spiel?**

Nein. Franz Beckenbauer hat es gesagt: Nur Ballbesitz ist noch lange kein Erfolg. Ich kenne Bayern München seit Jahrzehnten als Spieler und als Sky-Experte, aber ich möchte dieses Spiel nicht jede Woche sehen. Es ist mir zu kühl und zu durchschaubar, man weiss immer, was kommt. Natürlich ist es für die Fans schön, wenn der Verein gewinnt, aber ich will auch ein attraktives Spiel sehen, und Bayern hat nun mal keinen Lionel Messi, der beim Tiki-Taka den Unterschied ausgemacht hat. Bei Bayern dauert es noch zu lange, bis man in die gefährliche Zone kommt.

**Pep Guardiola wurde nach seiner Ankunft geradezu messianisch erhöht. Wurde er im Laufe des Jahres zu einem normalen Trainer?**

Der Hype war gross, die Freude war gross. In Deutschland herrschte das Gefühl, dass wir gegenüber Spanien und England etwas gewonnen hatten, weil Pep Guardiola, der beste Trainer der Welt, der Barcelona und Messi geformt hat, nicht zu Chelsea oder nach Manchester ging, sondern nach München gekommen ist. Die Freude war auch gross darüber, wie die Mannschaft einige Zeit aufgespielt hat. Aber es gibt im Fussball immer eine Formel, wie man das gegnerische Spiel knacken kann. In der Bundesliga haben schon viele Vereine den Bayern das Leben sehr schwer gemacht. Auch kleine Mannschaften haben gemerkt, wie man gegen diese hohe Qualität und den mehrheitlichen Ballbesitz bestehen kann, indem man die Räume sehr eng macht, wie das Mourinho spielen lässt. Deshalb müssen Bayern und Pep wieder etwas Neues erfinden. >>>



*Grosser Offensivdrang:* Ex-Fussballer Matthäus.

## Wie denn?

Bayern holt Spieler wie Lewandowski, um noch schneller, noch aggressiver zu werden. Bayern hat in den vergangenen Monaten zu sehr in die Breite gespielt, nun muss das Spiel in die Tiefe dazukommen.

## Wo findet derzeit die interessanteste Entwicklung des Fussballs statt?

Ich bin ein Fan von Borussia Dortmund, der Art, wie sie Fussball spielen, mit welcher Leidenschaft schon seit Jahren, nachdem der Verein kurz zuvor vor dem Bankrott gestanden ist.

## Messi oder Ronaldo?

Heute Ronaldo, in früheren Jahren Messi.

## Die alte Frage: Wo wird besser Fussball gespielt, in der Nationalmannschaft oder in den Spitzenklubs?

Ich würde sagen, Bayern München hat mehr Qualität als die Nationalmannschaft, in England hat es vier oder fünf solcher Teams. In den Ländern mit namhaften ausländischen Verstärkungsspielern sind die besten Klubs mindestens so gut wie die Nationalmannschaft.

## Wie erklärt Lothar Matthäus, dass er nie die Chance erhalten hat, einen Bundesligaklub zu trainieren? Im Ausland reibt man sich deswegen die Augen.

Das ist schwierig zu beantworten. Vielleicht habe ich mich bei meinem ersten Schritt als Trainer zu Rapid Wien in die falsche Richtung bewegt. Möglicherweise hätte ich länger auf eine Chance in Deutschland warten müssen. So war mein Weg zu sehr durch das Ausland geprägt, um in Deutschland grosses Interesse wecken zu können.

## Und dann gab es noch den Bannstrahl von Uli Hoeness, der sagte, dass er Sie nicht einmal als Rasenpfleger engagieren würde.

Das hat sicher nicht dazu beigetragen, mein Ziel in Deutschland zu erreichen. Ich finde, dass in unseren Kreisen, wo man so viel Persönliches voneinander weiss, keiner sich das Recht herausnehmen sollte, über andere schlecht zu reden. Aber die Sache ist vorbei, von Uli Seite und auch von meiner.

## Aber das Ziel besteht noch?

Nicht unbedingt. Ich glaube, dass ich immer noch Spass habe am Trainerberuf und dass ich viel weitergeben kann und mir selbst auch etwas bestätigen könnte, speziell in Deutschland. Andererseits bin ich mit meinem Leben seit einiger Zeit sehr, sehr zufrieden. Ich sehe mich nicht mehr als Trainer in Deutschland, sondern als Trainer in einem Verein oder einem Land, wo ich spüren kann, dass man da eine gemeinsame Zukunft hat.

## Fühlen Sie sich vom deutschen Fussball ausgeschlossen?

Nein, ganz sicher nicht. Ich bin als Sky-Experte jede Woche in unterschiedlichen Stadien und geniesse jeden Moment, aktiv

dabei zu sein und den Kontakt mit den Fans zu haben. Als Spieler fühlte ich in fremden Stadien Abneigung, heute kommen mir in jedem Stadion Sympathien entgegen.

## Stillt das allein Ihren Hunger nach Fussball? Zum jetzigen Zeitpunkt, ja.

## Sie waren Klubtrainer und Nationaltrainer. Wie würden Sie die beiden Jobs vergleichen, und wo war es Ihnen am wohlsten?

Ich habe mich in beiden Lagen wohl gefühlt. Im Klub kann man besser arbeiten und seine Ideen einbringen. Mit der Nationalmannschaft hat man nur wenige Möglichkeiten, zu trainieren. Die Spieler kommen müde an und sind nach dem Spiel gleich wieder weg. Mit der Nationalmannschaft ist man vor allem Psychologe. Als Nationaltrainer hat man mehr Freizeit, aber man trägt mehr Verantwortung. Bis Ende Weltmeisterschaft ist Jogi Löw für Deutschland wichtiger als Angela Merkel.

## Welche Persönlichkeit hat Sie im Fussball am meisten beeindruckt?

Franz Beckenbauer. Als Spieler, als Trainer, vor allem als Mensch. Ich kenne Franz seit 1984, als er erstmals mein Trainer war. Wir haben viele Parallelen und vieles gemeinsam erlebt, er ist zu früh vom Fussball weggegangen.

## Beckenbauer ist einer, der Ihnen sehr viel zutraut.

Das ist so. Wenn er als Präsident irgendwo etwas zu sagen hätte, wären meine Chancen grösser, einen Job zu bekommen.

## Sie sind mehrfach nach schwersten Verletzungen wieder aufs Feld zurückgekehrt, und das im Herbst Ihrer Laufbahn.

Ich hatte mit dreissig einen Kreuzbandriss und mit 34 im gleichen Jahr zwei Achillessehnenrisse erlitten. Das zu überwinden, waren für mich die grösseren Leistungen, als eine WM zu spielen oder die deutsche Meisterschaft zu gewinnen. Ich war schon in einem gewissen Alter, und die medizinische Betreuung war mit der heutigen nicht vergleichbar. Aufgeben wollte ich nicht. Bayern hat mir viel geholfen, und ich wollte mir nicht von den Journalisten das Ende der Karriere vorschreiben lassen, sondern selber bestimmen.

## Sie hatten in Ihrem Leben gleich viele Ehefrauen wie Klubs. Wie ist es dazu gekommen?

Da bin ich wohl nicht der einzige Fussballer mit dieser Bilanz. Aber ich suche immer offene und klare Entscheidungen. Vielleicht war ich mit einzelnen Entschlüssen im Privatleben genauso schnell wie auf dem Platz, möglicherweise zu schnell. Aber wie lange soll man warten, um zu entscheiden, ob eine Beziehung funktioniert oder nicht – ein Jahr, zwei Jahre oder zehn Jahre? Wann soll man einer Frau die Sicherheit und das Gefühl geben, dass man zusammengehört? Ich habe mit jeder Frau die gemeinsame Zeit genossen, auch das gehört zu meinem Leben.

## Lothar Matthäus

Als Fussballspieler nahm Lothar Matthäus an fünf Weltmeisterschaften teil. Der heute 53-Jährige war Kapitän, als Deutschland 1990 den dritten WM-Titel gewann. Mit 150 Länderspielen wird er zurzeit als Deutschlands Rekordnationalspieler geführt, seit 2004 auch als «Fifa Top 100 Player of the world». 1990 war er Europas Fussballer des Jahres und im Jahr darauf Weltfussballer des Jahres. 2001 begann er eine Trainerkarriere; zuletzt war er Nationalcoach von Bulgarien, wo er im September 2011 entlassen wurde. Der gelernte Raumausstatter war viermal verheiratet und ist Vater von zwei Töchtern und zwei Söhnen. (WW)

## Es scheint, dass kein anderer ehemaliger Nationalspieler so genau beobachtet wird wie Sie.

Es hat auch kein anderer 150 Länderspiele hinter sich. (*Lacht*) Und fünf Weltmeisterschaften, und ich bin der einzige deutsche Weltfussballer und Weltsportler des Jahres. Selbst Franz Beckenbauer hat nicht so viele Titel gewonnen wie ich, da muss man sich etwas mehr Beobachtung durch die Öffentlichkeit gefallen lassen.

## Haben Sie auch darunter gelitten?

Ich habe mehr gelitten als genossen. Mir hat das vor allem in den letzten Jahren sehr stark geschadet.

## Ist das der Grund für den Rückzug nach Budapest?

Das ist auch ein Grund. Nach drei Jahrzehnten in der Öffentlichkeit finde ich die Ruhe in Ungarn.

## Was erwarten Sie von der Weltmeisterschaft?

Attraktiven Fussball, aber auch viele Überraschungen. Ich glaube, dass von den meistgenannten Favoriten wie Brasilien, Spanien, Argentinien, Deutschland der eine oder andere schon auf dem Weg ins Halbfinale ausscheiden wird.

## Wenn Brasilien früh ausscheidet, könnte es dramatisch werden.

Wir haben schon letztes Jahr beim Confederations Cup Bilder von Unruhen gesehen, die wir nicht mehr sehen wollen. Das kann noch schlimmer werden, wenn die Seleção nicht das erreicht, was sich das Land von ihr erhofft.

## Wo steht Lothar Matthäus in zehn Jahren, was macht er?

Ich werde nach wie vor im Fussball dabei sein, auch wenn es die letzten Jahre sein werden. Zudem hoffe ich, dass ich die nächsten zehn Jahre für meinen jüngsten Sohn, der am 15. April geboren wurde, mehr Zeit haben werde als für meine anderen drei Kinder. Mit denen habe ich leider als Vater nicht das erlebt, was ich gerne erlebt hätte. ○

# Ozonloch wird nach Rumänien ausgeschafft.

iPad-  
Ausgabe im  
App-Store  
erhältlich.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinanderbringen.  
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».



Das Showgirl und der Fotograf: Rosemary Williams und ein «baby face». Wer ist es?



## Rosemary's Baby

Von Daniele Muscionico

Er ist keine achtzehn Jahre alt, wie er hier steht. Wer kennt ihn? Keiner. Ja, damals vielleicht, doch heute ist er ein Gigant. Damals war er das Milchgesicht, auf ernst getrimmt, auf konzentriert. Ein *baby face*, das für das New Yorker *Look*-Magazin arbeitet, ein direkter Konkurrent von *Life*. Der Junge spielt den Wissenschaftler im dunklen Anzug, den Chirurgen im Zustand höchster Konzentration, das Operationsbesteck auf seinen Gegenstand gerichtet. Damals also, 1945.

Und wer genau hinsieht, erkennt – nicht nur die vordergründige Tatsache, dass hier ein offensichtlich eitler Reportergrünschnabel seinen Auftrag nicht ernst nimmt; nicht ernst nimmt nämlich, dass er die Dame im Spiegel fotografieren soll. Es ist ein Showgirl, und sie heisst Rosemary Williams, doch das scheint ihn nicht zu interessieren. Wer genau hinsieht, erkennt, dass dieser junge Mann für Rosemarys Blütenbikini keine Augen hat. Der junge, unbestechliche Mann interessiert sich allein für sein persönliches Anliegen: Er sucht nach einer irrwitzig-gewagten, irrwitzig-verstörenden Komposition.

Geglückt ist ihm ein Bild-im-Bild-im-Bild. Ein visuelles Kaleidoskop, in seine Bestandteile zerlegt, in Ebenen, Räume und Wahrnehmungsrealitäten. Makro- und Mikrofotografie in einem. Ein Schnappschuss? Wer es glauben will. Natürlich, der Fotograf will den Eindruck erwecken. Doch hier ist er der *mastermind*, hier führt seine Künstlerhand Regie. Hier ist der Mann hinter der Kamera am Drücker. Der Fotograf zeigt im Spiegel die Frau, die sich nicht nur in einem Spiegel spiegelt, sondern in dem zweiten kleinen – in ihrer Essenz jetzt, den Lippen. Das ist dem jungen Reporter geglückt. Und geglückt ist ihm auch, dass er sich selbst zum heimlichen Hauptdarsteller des Bildes adelt – er, der junge Stanley Kubrick.

Alles ist auf dieser Fotografie, was ihn später gross machen würde. Jeder Kniff, jeder Effekt, jeder Trick. Denn da ist einer ein Kontrollfreak, ein Perfektionist. Kubrick, der Junge aus der Bronx, war Fotograf, bevor er das Filmgeschäft für sich entdeckt hat. Mit sechzehn begann er seine Karriere, verkaufte seine Fotografien der meistbietenden Zeitung und verdiente damit schon während der Highschool mehr als ein Familienvater. Ein Wunderkind in einer Zeit der wunderbaren Möglichkeiten. Das Uhrwerk Kubrick. Der Rest ist Filmgeschichte.

Eyes Wide Open: Die besten Fotoreportagen von Stanley Kubrick im Kunstforum Wien, bis 13. Juli

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 4 (4) **Blanca Imboden:** Anna & Otto (*Wörterseh*)
- 5 (5) **Martin Walker:** Reiner Wein (*Diogenes*)
- 6 (–) **Katja Petrowskaja:** Vielleicht Esther (*Suhrkamp*)
- 7 (–) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 8 (6) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (–) **Karen Rose:** Todesschuss (*Droemer/Knaur*)
- 10 (–) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (5) **Silvia Aeschbach:** Leonardo DiCaprio trifft keine Schuld (*Wörterseh*)
- 3 (2) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 4 (4) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 5 (–) **Gilbert Gress, Christoph Ehrenzeller:** Mein Leben für den Fussball (*Göiger*)
- 6 (3) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni» (*Weber*)
- 7 (8) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 8 (7) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 9 (6) **Helmut Hubacher:** Hubachers Blocher (*Zytglogge*)
- 10 (–) **Christopher Clark:** Die Schlafwandler (*DVA*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

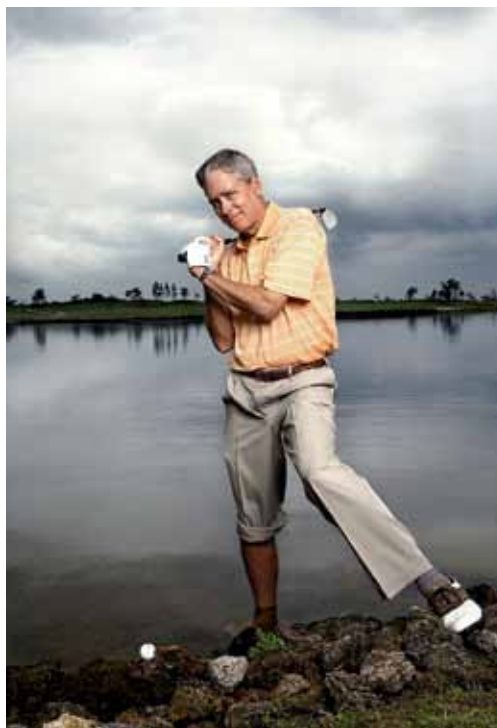
### Apropos: «Tatort»

Die Sonntagabend-Krimiserie «Tatort» geht in die Sommerpause, was das Online-Portal *Stern.de* zum Anlass nimmt, eine Allzeit-Bilanz zu ziehen. Das Resultat: Der Schweizer «Tatort» aus Luzern kommt beim deutschen Publikum von allen Drehorten am schlechtesten an. Dass der blasse Kommissar Reto Flückiger (Stefan Gubser) nie zum Sympathieträger werden wird, zeichnete sich von Anfang an ab. Nun, nach sechs Folgen, sollte SRF sein Scheitern eingestehen und einen Neuanfang wagen. Ziemlich risikolos könnte man einen renommierten Charakterschauspieler wie Roeland Wiesnekker oder Bruno Cathomas als Kommissar einsetzen. Oder man ist mutig und setzt auf einen Unbekannten. Alles ist möglich. Nur einfach so weitermachen, das sollte keine Option sein. (rb)

## Krimi

# Stelzvögel und Piranhas

Carl Hiaasen polemisiert mit Humor gegen Umweltsünden. Das macht seine Thriller zu Feuerwerken. *Von Wolfram Knorr*



Zornarien: Autor Hiaasen.

Die Geschäfte laufen glänzend. Das Land wird mit Protzimmobilien zugestraft, organisierte Anglerhorden dezimieren die Fischbestände, und die Touristenschwärme versauen die Gastronomie. Von der Schweiz ist hier nicht die Rede, sondern von Florida, wo Profit und Gier wahre Urständ feiern. Andrew Yancy lebt hier – und eigentlich gerne. Wären nur nicht diese komplett depravierten Menschen, die nicht nur zu Viagra, Botox, Silikon und Doping greifen, sondern auch zu allem anderen, was zur seelischen wie pekuniären Selbstoptimierung beiträgt. Einfach jeder versucht seinen Reibach zu machen, auf Kosten von wem oder was auch immer.

Ex-Detektiv Yancy von Big Pine Key nimmt's auch nicht so genau, wenn's um Affären mit peinlichen Auswirkungen geht. Deshalb wird er zum «Schabeninspektor», zum Restaurantkontrolleur, degradiert, der jede Küchenklitsche kontrollieren muss. Da macht er Erfahrungen, die dazu führen, kaum noch zu essen und in kürzester Zeit abzunehmen. Es wird aber noch schlimmer: Sein Ex-Chef bittet ihn, einen Arm, den Touristen-Angler gefischt haben, in die Gerichtsmedizin von Miami zu bringen. Der Sheriff will die unappetitliche Sache aus Imagegründen nicht in seinem Bezirk haben, und Andrew erledigt den Auftrag nur in der Hoffnung, darüber seinen alten Job wiederzubekommen. Zwar lernt er die

attraktive Pathologin Rosa kennen, aber statt an seine alte Stelle zurückzukehren, muss er sich mit dunklem Gesindel rumschlagen.

### Klasmühle Florida

«Affentheater» ist der jüngste Krimi von Carl Hiaasen, seines Zeichens investigativer Journalist und Starkolumnist des *Miami Herald*, der in seinen Polemiken den Raubbau der Natur, die Rücksichtslosigkeit der Konzerne anprangert. Er zählt zu der raren Spezies von Thrillerautoren, die ihre Krimi-Plots in Umweltthemen verklappen. Hiaasen («Striptease»), und das macht ihn zu einer singulären Erscheinung, gehört aber nicht zu den verbotenen Autoren, die gegen das verantwortungslose Polit- und Wirtschafts-Establishment nur Gift und Galle spritzen. Er umkleidet seine Wut mit Humor. Denn an der Profithatz in seinem sonnigen Menschenpark beteiligt sich jeder; und diese Haltung gibt seinen Romanen einen so herrlich flamboyanten Witz. Er kennt seine Pappenheimer, diese Mischung aus schrägen Stelzvögeln und habgierigen Piranhas. Dass seine Sympathien den schillernden Flamingos gelten, versteht sich; schon alleine, weil sie vom Bauwahn und den Touristenheeren verdrängt werden. Hiaasen weiss natürlich, dass seine Romane an den Verhältnissen nichts ändern werden, aber zu schildern, wie die Gier jeden Respekt und jede Verantwortung vor der Natur vergessen macht, kann vielleicht sensibilisieren. So bringt er seine Zornarien in «Affentheater» zum Klingen.

Die Gerichtsmedizinerin Rosa verklickert Yancy, dass der aus dem Wasser gefischte Arm weder von einem Hai noch von einer Bootschraube stammt, worauf er und Rosa in einen habebüchernen Betrugsfall mit medizinischen Geräten geraten. Und in dem Kuddelmuddel von raffgierigen Ärzten, Witwen, Voodoo-Hochstaplern, Immobilienhaien und anderen Windeiern versuchen auch noch Restaurantbesitzer Yancy zu bestechen, wenn er in den Küchen wieder mal Schaben en masse und Mäusedreck findet – und noch mehr abnimmt. Die Klasmühle Florida ist natürlich eine satirische Überspitzung; aber wer mal dort war, ahnt, dass Hiaasen wenig verzerrt. Die Diskrepanz zwischen Realität und grotesker Überzeichnung ist zuweilen gering. Ein Feuerwerk an Humor und satten Informationen.

Carl Hiaasen: Affentheater. Manhattan. 398 S., Fr. 25.90



# Flamboyant, entlarvend, raddatzisch

Der Star-Literat Fritz J. Raddatz entschleierte noch einmal die intriganten Windungen des Kultur- und Medienbetriebs. Von Karl Lüönd

Er hat es wieder getan, und zwar ohne Schonung für andere und sich selbst: offen, eitel, brillant, kurzweilig und stellenweise anrührend – raddatzisch eben. Auch der unlängst erschienene zweite Teil der Tagebücher von Fritz J. Raddatz ist ein ganz grosses Lesevergnügen.

Eigentlich muss Raddatz ja nichts mehr beweisen. Er war ein mutiger Lektor beim DDR-Verlag Volk und Welt, dann neun Jahre lang für das profilierte Programm von Rowohlt verantwortlich. Er leitete das Feuilleton der *Zeit* und schrieb bedeutende Biografien von Marx, Benn, Rilke und anderen.

Raddatz ist auch ein Meister des gehobenen Lebensstils, jahrelang mit Residenzen in Hamburg, auf Sylt und in Nizza: eine Welt der Einstecktücher, Manschettenknöpfe und Messerbänkchen. «Kein Aschenbecher in meinem Haus und keine Lampe, der/die nicht signiert ist, selbst die Frühstücks-Konfitüre aus in Paris ersteigerten Tharaud-Keramiken, und die Butter nicht von Plastik-Platten, sondern aus silbernen Renaissance-Dosen.»

Die Selbstanalyse folgt auf dem Fusse, schonungslos: «Besitz, Zierrat als Lebensstütze, so wie Spalierobst eine Stütze braucht. Und weil ich so gottserbärmlich arm war [...], habe ich mich aus dem Dreck heraus an Schönheit geklammert, hiess die nun Dix oder Tiffany oder auch nur, wie ein Überlebensrettungsring,



**Berührend:** Autor Raddatz.

Porsche oder Jaguar; das Spielzeug eines Kindes, das nie eine elektrische Eisenbahn hatte.»

## Pausencdown auf dem Kreuzfahrtschiff

Wer sich selbst öffentlich, die schwulen Intimgebräuche eingeschlossen, blossstellt, hat das Recht zum scharfen und manchmal bösen Urteil. Das Beste an diesem Buch ist indessen (neben den anrührenden Passagen über das Älterwerden und die Angst vor dem Sterben) die detailreiche, mit Namen und Zahlen belegte Schilderung der Jämmerlichkeit und Schäbigkeit des Kulturbetriebs: nicht nur in den endlosen Schriftsteller-Intrigen (mit Grass, Hochhuth, Kempowski, Walser usw. als Hauptpersonen), sondern auch im Medienzirkus.

Raddatz schont in diesen Tagebüchern keinen, und man möchte nicht wissen, wie viele Anwaltsbriefe deswegen geschrieben werden. Gräfin Dönhoff: verlogen; Altkanzler Schmidt: hochfahrend und spiessig, und bei jeder Erwähnung steht, dass er Oberleutnant in der Hitler-Armee war. Augstein ein Säufer, Gabriele Henkel ein schrilles Huhn ... Da ist es nur logisch, dass der Autor auch sich selbst nicht schont.

Die grauslichste Selbstentblössung ist die Schilderung einer Kreuzfahrt auf dem MS «Deutschland», auf dem Raddatz gegen zwei Erstklass-Arrangements und 1500 Euro in bar den vorlesenden Pausencdown machte. Zur Lesung kamen gerade mal vierzig Leute. Die Reise ging ausgerechnet nach St. Petersburg, und als «Kollege» war ein Schlagersänger dabei, der ausgerechnet Titel von Zarah Leander interpretierte, der nazifreundlichen Sängerin mit den musikalischen Durchhalteparolen («Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn ...»). Raddatz motzt im gleichen Atemzug über das Publikum, das die historische Perversität dieses Settings nicht bemerkte, wie über Menschen mit Rollatoren und über seine abgebliebene Limousine am Pier («Wozu haben Botschaften eine Kulturabteilung?»). Er weiss um seine Peinlichkeit und tut es trotzdem.

Inzwischen kokettiert Raddatz mit dem Aufhören und macht dennoch unermüdlich weiter. Er hat eine – wenn auch unklare – Krebsdiagnose und singt «das Lied vom Nicht-loslassen-Können, dessen Endreim Tod ist». An seinen besten Stellen ist dieses Buch voller Klatsch, Eitelkeit und Bosheit einfach berührend.

Fritz J. Raddatz: Tagebücher 2002–2012. Rowohlt. 720 S., Fr. 38.90

# Das Verfertigen der Gedanken beim Spielen

Von Peter Rüedi

Um seine Musik ist eine Aura des Unbedingten. Nicht in dem Sinn, dass Paul Bley vorbedachte Konzepte möglichst rigoros ins Werk setzte. Ganz im Gegenteil: Unbedingt oder radikal ist die Offenheit, in der dieser Grenzgänger zwischen Jazztradition und Avantgarde zuerst einmal sich selbst überrascht. Das zu verfolgen, ist nicht ganz unanstrengend, es erfordert vom Zuhörer sozusagen einen höheren Grad von Aufmerksamkeit für das Unerhörte (oder zumindest neue Zusammenhänge des vermeintlich Vertrauten). In seiner langen Geschichte hat sich der kanadische Pianist in unterschiedlichsten Besetzungen *in and out*, in freier oder gebundener Improvisation, als ein hochinspirierter und -inspirierender Meister der Interaktion bewiesen. Mindestens so aufregend aber sind seine solistischen Selbstgespräche, in denen er uns die musikalischen Gedanken im Entstehen miterleben lässt, sich ihnen im gleichsam ungeschützten, ungepanzerten weichen Zustand entlangtastet.

Das ist, vom ECM-Frühwerk «Open, to Love» (1972) über den Mitschnitt eines Konzerts im österreichischen Mondsee (2007) bis zur eben erschienenen Aufzeichnung von einem in Oslo («Play Blue – Oslo Concert»), ein riskanter wie ergreifender Vorgang der intimen Selbstpreisgabe. Er reicht von dissonanten, furiosen Passagen, Anfällen von einer Art musikalischem Action Painting, zu Momenten von grosser Schönheit, mal spontan erfundenen Balladen-Fragmenten, manchmal auch gefundenen Erinnerungen an real existierende. Vorbedacht sind nicht die Inhalte, wohl aber eine allgemeine Dramaturgie des Kontrasts zwischen Opulenz und Sparsamkeit, eine überall waltonde ökonomische Intelligenz, die, andererseits, jede Effekthascherei vermeidet. Auch im engeren Sinn bluesiges Treibgut führt Paul Bleys Bewusstseinsstrom gelegentlich mit, wenn sich auch der Titel («Play Blue») kaum darauf bezieht. Schwer zu beschreiben, diese fließende, offene, ambivalente Musik; aber, wie alle wahre Kunst, leicht nachzuvollziehen. Wenn man sich auf diese allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Spielen nur einlässt.



Paul Bley: Play Blue – Oslo Concert  
ECM 2373 6025 376 6190 (9)

# Ein Leben als Nebelpetarde

Der St. Galler Aktionskünstler Roman Signer macht all das, wovon Buben träumen: Er sprengt Tische in die Luft, lässt Modellflieger gegen Wände knallen, versetzt mit Feuerwerkskörpern Holzhütten. Skurriler als seine Aktionen ist allerdings, wie die Kunstwelt ihn hofiert. *Von Rico Bandle*

In Charlie Chaplins Stummfilmkomödie «Goldrausch» von 1925 gerät plötzlich das Chalet der Goldgräber ins Rutschen. Es saust den Schneehang hinunter und kommt erst kurz vor einer gefährlichen Klippe zum Stillstand. Roman Signer hat diese Szene fast neunzig Jahre später in Gstaad nachgestellt, vielleicht unbewusst; ohne an Chaplin zu denken: Er montierte vier Snowboards unter eine Holzhütte und stellte das Objekt auf die Skipiste. Ein Chalet einen Hang runtersausen zu lassen und zu schauen, was dann passiert – es ist ein Bubentraum, den Signer sich hier verwirklicht; so wie bei all seinen Experimenten, die ihn zum weltweit gefragten Künstler machen.

Signers Hütte steht nun im Kunstmuseum St. Gallen. Mitten in einem grossen Saal. Dieses simple, an ein Gartenhaus erinnernde Häuschen wirkt im andächtigen Museum bescheiden, ja kläglich. Das ist bei den meisten Objekten in der Ausstellung der Fall: Signers lustvoll erdachte Experimente wollen nicht in das keimfreie Museumsambiente passen. Da wird eine Künstlichkeit hergestellt, die diesem Künstler nicht gerecht wird – ohne die das ganze Geschäft aber nicht funktioniert.

## Signer schämt sich für seine Aktionen

Doch der Künstler macht seit vielen Jahren stoisch alles mit, was die Kunstwelt von ihm verlangt. Einige der wichtigsten Kunstgalerien der Welt verkaufen seine Werke, Museen und Biennalen rund um den Globus reissen sich um ihn. An der Pressekonferenz zu seiner neuen Ausstellung im Kunstmuseum St. Gallen letzte Woche ergriff mit Werner Krüsi auch ein Sponsorenvertreter der Bank Notenstein das Wort und brachte den Werbespruch der Bank, «Wir denken in Szenarien», mit Signer in Verbindung. Es gebe einen Zusammenhang zwischen Signers Kunst der Transformation und der Anlagestrategie der Bank, sagte der Bankmanager in bestem PR-Deutsch. Der Künstler im losen T-Shirt, mit übergrosser Hornbrille und zerzausstem Haar stand daneben, hielt die Hände hinter dem Rücken, verzog keine Miene. Ebenso, als danach Museumsdirektor Roland Wäpse von einem «Skulpturbegriff» Signers sprach, «der sich vom Objekt löst und Prozesse sichtbar macht». Im Film «Signers Koffer» sagt der Künstler, er schäme sich eigentlich für das, was er mache. Genau so wirkte er hier.

Signer ist ein Mann, der die kindliche Neugier und Experimentierlust auch noch mit 76 Jahren auslebt. Er macht mit Feuerwerkskörpern, Sprengstoff, Modellhelikoptern oder Piaggio-Motorrollern all das, was Buben gerne machen würden, die Eltern aber verbieten: Er sprengt Tische in die Luft, lässt Modellflieger gegen Hauswände knallen, befestigt so viele Feuerwerkskörper an einer Holzhütte, bis sie abhebt und mehrere hundert Meter davonfliegt. Oft bleibt er im Schutzanzug nahe bei den Explosionen stehen, er will spüren, wie sich die Druckwellen anfühlen, wie es ist, im dichten Rauch zu stehen. Oder er steigt auf einen halb zugefrorenen Weiher und läuft, bis er ins eiskalte Wasser einbricht. Bei allem möchte er wissen, wie es sich anfühlt.

Dass seine Experimente Kunst sein könnten, hat er lange nicht gemerkt. Gerne erzählt er, dass heute vieles davon verboten wäre, was er in seiner Kindheit mit seinen Freunden angestellt hat. Sogar mit Sprengstoff hat er schon als Bub hantiert. Sein Onkel hatte das gefährliche Material verkauft, so war es für ihn leicht verfügbar. Mittlerweile besitzt Signer offiziell eine «Sprengstoffbefugnis» des Bundes. Der explosive Stoff lagert bei ihm in einem Tresor, der von der Polizei regelmässig kontrolliert wird.

Die Empörung über das urinierende Fass füllte 1987 wochenlang die Leserbrief-Seiten.

## Die Empörung über das urinierende Fass füllte 1987 wochenlang die Leserbrief-Seiten.

Seine erste Lehrstelle als Radiotechniker hatte er verloren, weil er an den Geräten zu viel rumexperimentierte, anstatt zu arbeiten. Also lernte er Bauzeichner. Mehrere Jahre arbeitete er auf dem Beruf und begann sich nach und nach für Kunst zu interessieren. Die erste Ausstellung hatte er erst mit 35, und auch nach dem Besuch der Kunsthochschule konnte er sich lange nur mit Nebenjobs über Wasser halten. Der internationale Durchbruch gelang mit 59 Jahren, also sechs Jahre vor dem ordentlichen Pensionsalter: 1997 wurde er an eine grosse Skulpturenausstellung in Münster eingeladen. Er fuhr unter anderem mit einem dreirädrigen Piaggio-Kastenwagen durch die Stadt, geladen hatte er eine Art mobilen Brunnen, mit dem er eine Wasserspur hinterliess. Die renommierte Galerie Hauser & Wirth nahm ihn auf – der Siegeszug in der Kunstwelt konnte beginnen.

Zwar ist Signer zuweilen auch angeekelt, zum Beispiel mit einem Brunnen in St. Gallen: ein Fass auf hohen Stelzen, mit einem Leck, aus dem es sich fortwährend entleert. Die Empörung über das urinierende Fass füllte 1987

wochenlang die Leserbriefseiten. Heute ist der Aufruhr nicht mehr nachvollziehbar. Kritik erfährt der Künstler kaum mehr. Alle scheinen ihn ins Herz geschlossen zu haben. Signers Experimente sind leicht subversiv, aber letztlich doch harmlos, sie bieten Spektakel, Humor, und das erst noch im kultivierten Kunstumfeld. Somit ist er für Sponsoren, Museen und Sammler, die sich, ohne ein Risiko einzugehen, progressiv geben wollen, ein sicherer Wert.

## Idealtypus Schweizer Künstler

So laut seine Sprengungen auch sein mögen, so viel Ehre ihm als Künstler mittlerweile zuteilwird, Signer ist der introvertierte, kauzige Tüftler geblieben. In seinen Filmen inszeniert er sich oft als einsamer Naturmensch, der ganz für sich etwas Abstruses ausprobieret. Er gehört damit wie Christoph Marthaler, Peter Bichsel oder Robert Walser zu einem Typus Schweizer Künstler, den die Welt liebt: knorrige, aber sympathische Männer, die scheinbar zurückgezogen in ihrer ganz eigenen Welt leben.

Und so erstaunt es auch nicht, dass bisher kaum ein kritisches Wort zu Signers neuer Ausstellung zu hören war, so sehr diese auch enttäuscht. An Stuhlbeinen befestigte 1.-August-Raketen, die aber nicht abgefeuert werden, oder ein propellerbetriebenes Schneegefährt, das reglos in einem Raum steht, dafür muss man nicht in ein Museum gehen. Klar, wenn Signer mit leuchtenden Augen erzählt, wie das Schneegefährt beim ersten Test kanonenartig in Richtung Waldrand schoss, so ist das natürlich faszinierend. Doch Signer ist im Normalfall nicht anwesend. Bei den meisten Objekten wird nicht einmal filmisch gezeigt, wie sie in Aktion aussahen. Wer in die fantastisch-poetische Welt des Künstlers eintauchen möchte, der sollte sich lieber Peter Liechtis Kinofilm «Signers Koffer» (1996) anschauen oder einfach Filmbeiträge über ihn und seine Kunst, wie sie im Internet zuhauf zu finden sind.

Ein Werk aus der Ausstellung sei aber dennoch hervorgehoben: Es besteht aus einer kleinen, quadratischen Metallplatte am Boden, unter der sich eine Brille Signers verbirgt. Er hoffe, dass jemand unbeabsichtigt drauf stehe, «der wird ziemlich erschrecken», sagt er und lacht. «Ich habe genug Ersatzbrillen.» Bei diesem Werk kommt der Schalk doch noch durch: als wolle er damit die affektierte Bitte-nicht-berühren-Kunstwelt auf die Schippe nehmen.

Kunstmuseum St. Gallen: Roman Signer. Bis 26. Oktober.



*Fantastisch-poetische Welt: «Kleine Ereignisse», Hotel «Castell», 1996.*



*Introvertierter, kauziger Tüftler: Aktionskünstler Signer.*



*«Denken in Szenarien»: Chalet im Kunstmuseum St. Gallen, 2014.*

## Top 10

### Knorrs Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Ilo Ilo	★★★★☆
	Regie: Anthony Chan	
3	Omar	★★★★☆
	Regie: Hany Abu-Assad	
4	X-Men: Days of Future Past	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
5	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
6	Words and Pictures	★★★★☆
	Regie: Fred Schepisi	
7	Maleficent	★★★★☆
	Regie: Robert Stromberg	
8	Grace of Monaco	★★★★☆
	Regie: Olivier Dahan	
9	Godzilla	★★★★☆
	Regie: Gareth Edwards	
10	Edge of Tomorrow	★★★★☆
	Regie: Doug Liman	

### Kinozuschauer

1 (1)	A Million Ways to Die in the West	7349
	Regie: Seth MacFarlane	
2 (3)	Maleficent	6067
	Regie: Robert Stromberg	
3 (2)	X-Men: Days of Future Past (3-D)	5927
	Regie: Bryan Singer	
4 (5)	Edge of Tomorrow	3616
	Regie: Doug Liman	
5 (4)	Blended	3396
	Regie: Frank Coraci	
6 (-)	Brick Mansions	2694
	Regie: Camille Delamarre	
7 (6)	Bad Neighbors	2270
	Regie: Nicholas Stoller	
8 (7)	The Other Woman	2141
	Regie: Nick Cassavetes	
9 (-)	Boyhood	2021
	Regie: Richard Linklater	
10 (8)	Godzilla	1555
	Regie: Gareth Edwards	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	The Wolf of Wall Street (Universal)
2 (2)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
3 (1)	Der Medicus (Universal)
4 (-)	Robocop (Impuls)
5 (3)	12 Years a Slave (Ascot Elite)
6 (4)	I, Frankenstein (Ascot Elite)
7 (5)	Machete Kills – Uncut (Rainbow)
8 (-)	Dallas Buyers Club (Ascot Elite)
9 (6)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
10 (8)	Die Eiskönigin (Disney)

Quelle: Media Control



Samtpfötiger Sog: «Les Revenants».

### Serien

## Nichts ist mehr wahr

Die französische TV-Serie «Les Revenants» und die kanadische «Orphan Black» sind gelungene Mysterys über Illusion und Wirklichkeit. Von Wolfram Knorr

Die 15-jährige Camille (Yara Pilartz) betritt ihr Elternhaus und schmiert sich ein Brot. Ihre Mutter beobachtet das fassungslos. Auch Simon (Pierre Perrier) bringt seine Ex-Verlobte Adèle (Clotilde Hesme) fast um den Verstand, als er bei ihr erscheint, und Julie (Céline Sallette) wird mit dem grossäugigen Knaben Victor nicht fertig, der sich unvermittelt an sie klammert und schweigt. Denn Camille, Simon, Victor und andere, die ein namenloses modernes Städtchen in den französischen Alpen heimsuchen, sind längst verstorben: Camille vor vier Jahren, Simon vor zehn und der kleine Victor vor so langer Zeit, dass sich kaum noch einer aus der Gemeinde daran erinnert. Die mysteriöse Rückkehr bringt Verwandte und Freunde aus dem Tritt. Zwar hat Camilles Mutter jahrelang dafür gebetet, ihre Tochter möge zurückkommen, und Adèles Liebe zu Simon ist nie erloschen, doch zugleich wussten alle, dass ihre Wünsche und Hoffnungen schöne Illusionen waren – und auf einmal sind sie es nicht mehr?

Nimmt man den Menschen ihre Illusionen, so Henrik Ibsen, nimmt man ihnen ihr Glück. Und das wird den Betroffenen der Berggemeinde genommen. Nichts ist mehr, wie es war, und nichts ist mehr wahr. Selbst der nahe gelegene Stausee verliert plötzlich Wasser, die Kadaver von Gämsen und anderen Tieren schweben nach oben, eine Kirchturmspitze, bald ganze Dächer ragen

aus dem See, und die Wiedergänger erscheinen in dem Alter, in dem sie einst verstarben. Camille und Co sind keine Zombies im konventionellen Sinn – sie wanken weder durch die Gegend, noch gieren sie nach Menschenfleisch. Sie kommen zurück, als sei nie etwas passiert. Camille versteht das Verhalten ihrer Zwillingsschwester nicht, die natürlich älter geworden ist, und Simon die Furcht seiner einstigen Braut nicht, die kurz davor ist zu heiraten.

### Implantierte Irritationen

«Les Revenants» heisst die preisgekrönte französische TV-Serie, lose auf «They Came Back» beruhend. Im Schocker von 2004 decken die Untoten soziale und politische Missstände auf. In Fabrice Goberts Serie für Canal+, die zurzeit unter «The Returned» im deutschen Privatfernsehen RTL Crime läuft, geht es dagegen um Wiederauferstehungsglauben und um Lebensinhalt. Frei von Horror und Splatter entfaltet die Serie einen samtpfötigen Sog mit pflaumenweich implantierten Irritationen. Etwa wenn der kleine Victor eine Nachbarin von Julie besucht und diese darauf tot aufgefunden wird. Geht von den Rückkehrern doch eine Gefahr aus? Das ist beste Serien-Kunst. Klar, dass in den USA an einer eigenen Version gebosselt wird.

Die punkige Herumtreiberin Sarah Manning (Tatiana Maslany) begegnet auf einem

U-Bahnhof von Toronto einer Frau, die ihre Tasche, Schuhe und Jacke ablegt und sich vor den einfahrenden Zug wirft. Ein Schock, aber nicht der einzige. Als sich die Selbstmörderin umdreht, erkennt Sarah, dass sie ihr zum Verwechseln ähnlich sieht. Völlig perplex greift sie sich die Tasche, verdrückt sich zu Felix (Jordan Gavaris), ihrem Pflegebruder, einem Stricher und Künstler, und schlüpft in die Identität der Selbstmörderin namens Beth. Denn die hinterlässt ein flottes Auto, ein schickes Apartment, ein Bankkonto mit 75 000 Dollar und einen Lover. Nur realisiert Sarah zu spät, dass Beth eine Polizeidetektivin war, die in Schwierigkeiten steckte. Sie hatte im Dienst eine Frau erschossen und hätte vor ihren Chefs aussagen müssen. Sarah als Beth hat keine Ahnung – und genau das hilft ihr, lässt sie authentisch wirken: Die Arme steht noch immer unter Schock.

Derart furios beginnt die kanadische TV-Serie «Orphan Black», auf Deutsch etwa: das Waisenkind, von dem niemand weiss. Denn Sarah wird bald mit einer erschreckenden Wahrheit konfrontiert: Nicht nur Beth sah aus wie eine Kopie von ihr, es tauchen noch andere Kopien auf, die ihren Glauben an Individualität zu zerstören drohen. Dass die Welt nicht so ist, wie sie scheint, ist ein Uralt-Plot. Das Verwechseln von Zwillingen gehört zu den ältesten und beliebtesten Motiven. Plautus spielte damit ebenso wie Shakespeare. Othellos Gegenspieler Jago erhebt das Täuschen zum Lebensprinzip («Ich bin



Unter Schock: «Les Revenants».

nicht, was ich bin»), und Klamotten wie «Buffy» nähren sich seit eh und je von Verwechslungen. In «Orphan Black» von Graeme Manson und John Fawcett vermischen sich höchst virtuos Science-Fiction, Mystery und Drama – und aus der Ferne grüsst Ira Levins «Die Roboterfrauen».

Sarah muss erkennen, ein Klon zu sein – und Konkurrenten trachten ihr und ihren «Schwe-



Immer vertrackter: «Orphan Black».

stern» nach dem Leben. Bald werden die Identitätswirungen Pirandello-artig: Bin ich einer, keiner, hunderttausend? Wer bin ich, und wenn ja, wie viele? Von Folge zu Folge wird es vertrackter und verdrehter. Auch wenn Stuss dabei ist, reisst einen die Serie mit, und das liegt entscheidend an der umwerfenden kanadischen Actrice Tatiana Maslany (28). Wie einst Alec Guinness in der britischen Komödie «Kind Hearts and Coronets» (1949) acht Rollen spielte, schlüpft Maslany souverän in ihre Klone, bis man meint, Tatiana spiele sie nicht alleine. Das hat Charme, Ambiente und Tempo.

Sind es bei «Les Revenants» die Rückkehrer aus dem Totenreich, die mit den falschen Illusionen der Lebenden spielen, ist es in «Orphan Black» die Illusion von der personalen Unverwechselbarkeit. Die ersten Staffeln beider Serien gibt's jetzt auf DVD.

**Les Revenants:** 1. Staffel. Französisch mit englischen Untertiteln ★★★★★

**Orphan Black:** 1. Staffel. Deutsch/Englisch mit Untertiteln ★★★★★☆

## Fragen Sie Knorr

Der US-Film «Boyhood» ist eine Langzeitstudie über das Heranwachsen eines Jungen. Zwölf Jahre lang hat der Regisseur das Erwachsenwerden des Jungen festgehalten. Ist dieses Experiment, wie Freunde behaupten, etwas völlig Neues? A. W., Basel



Jein. Es gibt Dokumentarfilme, die sich diesem Thema gewidmet haben, wie etwa «Die Kinder von Golzow» (ab 1961), eine Produktion aus der DDR (Defa). Barbara und Winfried Junge begleiteten achtzehn Menschen

der Jahrgänge von 1953 bis 1955. Das Projekt gilt als die längste Dokumentation, wobei sie sich allerdings aus vielen Filmen zusammensetzt, gedreht bis ins Jahr 2007. Es ist nicht das einzige Projekt. Andere haben sich den Veränderungen von Gemeinden und ihren Bewohnern gewidmet. Nur sind das eben alles Dokumentarfilme. Richard Linklater aber, Regisseur und Autor von «Boyhood», hat die Langzeitstudie in einen Spielfilm integriert. Das ist neu.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Glauben mit Pedro Lenz

Von Rico Bandle

Wer sich öffentlich über Religion äussert, kann fast nur verlieren. Bei keinem anderen Thema reagieren die Leute so rasch verletzt oder düpiert. Künstler oder Politiker, die auf die Gunst des breiten Publikums angewiesen sind, machen in der Regel einen grossen Bogen um das Thema. Nicht so der Mundartdichter Pedro Lenz. Zum Sechzig-Jahr-Jubiläum der SRF-Sendung «Wort zum Sonntag» trat er anstelle eines Pfarrers vor die Kamera. In einer Art Sprechgesang führte er eine prä-



«Glaub scho»: Lenz im «Wort zum Sonntag».

zise Bestandesaufnahme des heutigen Glaubens vor. «Öppis gloubeni gloub scho, momou», sagte er im Namen des Durchschnittsgläubigen. Er fand die passenden Worte für jene modische Unverbindlichkeit, die den Kirchen heute so sehr zu schaffen macht. Dass der Katholik Lenz der Individualisierung der Religion skeptisch gegenübersteht, schimmerte nur leicht durch. «Ig und Gott älei, privat. Face to face, one-to-one energy», so würden heute viele Leute den Glauben sehen.

Wer nach einer Kritik an den Zeitgeist-Religiösen suchte, kam auf seine Kosten. Ebenso, wer auf Verständnis für seinen Kirchenaustritt hoffte. Denn Lenz zeichnete den «Je nach Gutdünken»-Gläubigen ebenso lebenswürdig wie in seinen anderen Geschichten die Aussenseiterfiguren. Deutlich kam bei dieser vierminütigen Rede zum Ausdruck, wodurch sich der Volksdichter Lenz von der Vorgängergeneration mit Franz Hohler oder Peter Bichsel abhebt: Er verzichtet auf wohlthuende Weise weitgehend auf den früher obligaten moralischen Unterton.

**Wort zum Sonntag:** 7. Juni, 20 Uhr, SRF1.

# Göttliches Teufelsweib

Cecilia Bartoli tritt an den Pfingstfestspielen in Salzburg nicht nur auf, die Wahlschweizerin ist auch deren Chefin. *Von Hildegard Schwaninger*



«Das achte Weltwunder»: Opernstar Bartoli in Salzburg.

**C**ecilia Bartoli, der Opern-Weltstar, wohnt eigentlich in Feldbach am Zürichsee. Mit ihrem Schweizer Ehemann, dem Bariton **Oliver Widmer**, besitzt sie eine Villa, die bis vor kurzem dem Schweizer Unternehmer **Thomas Bechtler** gehörte. Zurzeit mischt die «Primadiva» des Mezzosoprans Salzburg auf. Dort finden die Pfingstfestspiele statt, früher das Revier des italienischen Maestros **Riccardo Muti**, den vor drei Jahren Cecilia Bartoli als künstlerische Leiterin ablöste.

Das Pfingstfest steht für Aufbruch, Innovation, Unruhe. Cecilia Bartoli wirbelt Salzburg auf, mit ihrem römischen Temperament und ihrer ungestümen Lebensenergie (sie ist Vespa-Fahrerin). Sie ist nicht nur Chefin der Pfingstfestspiele, sie tritt auch praktisch täglich selber auf. 2014 ist das Festival dem Komponisten **Gioachino Rossini** gewidmet, La Bartoli singt die Titelrolle in «La Cenerentola», in Rossinis «Otello» (einer Produktion des Opernhauses Zürich) und in der Rossini-Gala zugunsten der Stiftung für Kinder-Psychiatrie Pro Mente, an der auch **Vesselina Kasarova** (die aus Bulgarien stammende Mezzosopranistin ist mit einem Schweizer verheiratet und lebt in Zollikon) und **Juan Diego Flórez** sangen. Nächstes Jahr treibt es die Bartoli noch bunter. Die Pfingstfestspiele 2015 stehen unter dem Motto «So ruf ich alle Götter», Barockoper wird das Thema sein – **Christoph Willibald**

**Gluck, Georg Friedrich Händel und Henry Purcell** –, und Cecilia Bartoli wird an den vier Festivaltagen viermal höchstselbst auf der Bühne stehen: «Iphigénie en Tauride», «Semele» und am Festkonzert «Götterfest», wo auch **Anna Netrebko** erwartet wird. *La divina* Bartoli, ein Teufelsweib, oder, wie Festspiele-Präsidentin **Helga Rabl-Stadler** meint: «Cecilia Bartoli ist das achte Weltwunder.»

**Alexander Pereira**, dessen Schicksal die Zürcher interessiert (er war hier immerhin 21 Jahre lang Opernhaus-Intendant), steckt ja in



Gewohnt souverän: Alexander Pereira.

einem tiefen Schlamassel. In Salzburg hat man seinen Vertrag vorzeitig aufgelöst (dabei hat er in der Mozart-Stadt ein Haus gekauft und – samt Swimmingpool – umbauen lassen); die

Mailänder wollen ihn auch nicht wirklich; sein Vertrag mit der «Scala» wurde auf fünfzehn Monate gekürzt, im Dezember 2015 muss er dort zurücktreten, ohne jegliche Anspruchsrechte (er plant, dort so gut zu arbeiten, dass man seinen Vertrag verlängert).

Sollte Pereira von Sorgen geplagt sein – man sieht es ihm nicht an. Er sieht fantastisch aus (etwas zugelegt hat er vielleicht im Land von Knödel und Kaiserschmarrn) und tritt mit gewohnter Souveränität auf. Bei einer Einladung des Herbert-Batliner-Europainstituts im Haus für Mozart, wo Pereira als Kurzreferent erschien, wurde er von **Helga Rabl-Stadler** explizit gelobt. Für zwei Errungenschaften, die ihm Salzburg zu verdanken hat: dass Bartoli die Pfingstfestspiele leitet und die sogenannte Overture spirituelle, die Verlängerung der Salzburger Festspiele durch geistliche Musik. Die Overture spirituelle wird auch Pereiras Nachfolger, **Markus Hinterhäuser**, weiterführen. Der Festspielball zum Abschluss der Festspiele, den Pereira, beflügelt vom Erfolg des Zürcher Opernballs, ins Leben rief (unter Festspiel-Mitbegründer **Max Reinhardt** wurde er auch veranstaltet, aber das ist lange her), wird abgeschafft.

**Herbert Batliner**, der mittlerweile 86-jährige Rechtsanwalt aus Vaduz, begleitet die Salzburger Festspiele als Förderer. Batliner, der als Erfinder der Familienstiftungen gilt, hat 2002 die Orgel in der Sixtinischen Kapelle



«Overture spirituelle»: Intendant Hinterhäuser.

im Petersdom in Rom gestiftet und darf sich seither «Kammerherr Seiner Heiligkeit» nennen. Wegen der Beihilfe zur Steuerhinterziehung war er in ein Gerichtsverfahren verwickelt. Die Overture spirituelle liegt Batliner am Herzen, und so unterstützt sein Europa-institut das Musica-sacra-Programm mit wissenschaftlichen Diskussionen und Vorträgen. Eine Sammlung der «Disputationes 2013», herausgegeben von **Claudia Schmidt-Hahn**, ist erschienen mit Beiträgen von **Niklaus Brantschen** (Schweizer Jesuit) und **Urban Federer**, Abt von Einsiedeln.

## Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

# Glücklich sein

Die Pflegefachfrauen Sandra Piattini, 39, und Nicola Risteski, 29, haben vor wenigen Tagen geheiratet. Dass sie dies durften, empfinden sie nicht als selbstverständlich.



*Flausen im Kopf:* Ehepaar Piattini-Risteski.

**Nicola:** Ich liebe Sandra, weil sie immer da ist für mich, wenn ich sie brauche. Sie unterstützt mich auch, wenn ich mir Flausen in den Kopf gesetzt habe. Ich liebe die Art, wie sie mich ansieht und mich in den Armen hält. Ihr Humor, ihr Anstand und ihre Empathie machen aus ihr einen wertvollen Menschen. Wir lernten uns bei der Arbeit im Büro kennen. Am Anfang dachten wir beide, dass die andere ziemlich arrogant wirkt. Als wir einander einige Tage später richtig vorgestellt wurden, änderte sich dieser Eindruck sofort.

**Sandra:** Mir gefiel alles an Nicola, die offene und humorvolle Art, aber auch ihr Aussehen, und so ist es bis zum heutigen Tag geblieben. Ich liebe Nicola, weil sie eine intelligente, humorvolle, liebenswürdige Person ist. Mir gefällt, dass wir über alles reden können. Ich vertraue ihr komplett. Da ich eher die Quirligere bin, ist sie das perfekte Gegenstück zu mir, und wir ergänzen uns in jeder Hinsicht. Damals, vor bald sieben Jahren, liessen wir uns etwas Zeit. Nach drei Monaten gestand mir Nicola, dass sie sich in mich verliebt hatte.

**Nicola:** Zu meinem grossen Glück empfand Sandra dasselbe für mich. Wir waren füreinander bestimmt – das merkt man einfach, es ist ein Bauchgefühl, und nach einer gemeinsa-

men Reise wussten wir, dass wir zusammen alt werden möchten. Die Nachhaltigkeit der Liebe, wenn man so will, stellten wir in den vergangenen Jahren unter Beweis. Es mussten auch Hürden überwunden werden.

**Sandra:** Als wir uns kennenlernten, waren wir beide noch mit anderen Partnern liiert. Als wir uns sicher waren, dass sich zwischen uns etwas Ernsthaftes entwickelt, beendeten wir diese Beziehungen. Manche Kollegen glaubten nicht an uns, und nur wenige sind uns aus dieser Zeit geblieben. Dafür haben wir heute einen neuen Freundeskreis – tolle Freunde, die in guten und schlechten Zeiten hinter uns stehen.

**Nicola:** Im Grossen und Ganzen ist die Akzeptanz gegenüber gleichgeschlechtlichen Paaren heute viel grösser als noch vor zehn Jahren, und in der Schweiz kann man von einer Toleranz sprechen, die auch auf die Weltoffenheit der Menschen schliessen lässt. Trotzdem gibt es manchmal dumme Sprüche und böse Blicke, die mehr sagen als tausend Worte. Manches geht unter die Haut. Doch grundsätzlich sind unsere Erfahrungen positiv. Wir wurden und werden heute eigentlich immer mit offenen Armen aufgenommen, auch von unseren Familien, was natürlich das Wichtigste ist.

**Sandra:** Die eingetragene Partnerschaft ist uns sehr wichtig. Sie festigt unsere Liebe auch in einem juristischen Sinn. Für uns bedeutet dieser Schritt aber auch ein Stück Normalität: Dass wir eine Ehe führen dürfen wie alle anderen Paare und die gleichen Rechte besitzen, finden wir wunderbar.

**Nicola:** Wir haben vor wenigen Tagen geheiratet. Für die Feier mieteten wir eine alte, umgebaute Scheune. Essen, trinken, tanzen, glücklich sein. Ein bisschen Tradition pflegten wir auch: Nicola trug ein Brautkleid, ich liess mir für den grossen Tag ein spezielles Kostüm schneidern, und gemeinsam schnitten wir die Hochzeitstorte an. Für die Zukunft wünschen wir uns, dass alles so bleibt, wie es jetzt ist, und unsere Liebe ewig dauert.

Hochzeitslimousinen: [www.stretch.ch](http://www.stretch.ch)

Protokoll: **Franziska K. Müller**

# Korrekt gequält

Von *Andreas Thiel* — Politisch korrekte Versuche an Mensch und Tier.

**Forscher:** Herr Thiel, vorletzte Woche haben Sie Tierversuche mit Versuchen an Menschen verglichen. Das war politisch nicht korrekt.

**Thiel:** Was wäre denn politisch korrekt? Tierversuche mit Folter zu vergleichen?

**Forscher:** Ein Tier ist kein Mensch.

**Thiel:** Laut Vatikan dreht sich die Erde erst seit 1992 um die Sonne. Und als die Frauen vom Papst eine Seele erhielten, hatten die Appenzellerinnen bereits das Frauenstimmrecht. Laut der katholischen Kirche sind Tiere bis heute seelenlose Wesen. Warten wir noch ein paar Jahre. Vielleicht stellt sich bald heraus, dass die Kirche sich auch in diesem Punkt geirrt hat.

**Forscher:** Dank Tierversuchen können wir vielen kranken Menschen helfen.

**Thiel:** Wer glaubt, jemandem zu helfen, indem er einem anderen schadet, ist krank.

**Forscher:** Wir versuchen, den Versuchstieren nicht mehr Schmerz zuzufügen, als für den Erkenntnisgewinn unbedingt notwendig ist.

**Thiel:** Sie sind ein Folterknecht, der beteuert, den Gefolterten nicht mehr Schmerz zuzufügen, als zur Eruierung der Wahrheit unbedingt nötig ist.

**Forscher:** Wir suchen nicht Wahrheit, wir suchen Erkenntnisse.

**Thiel:** Den gefolterten Tieren ist es vermutlich egal, was Sie bei ihnen suchen, obwohl die Argumentation von Folterbefürwortern die gleiche ist wie die Argumentation der Vivisektionsbefürworter, nämlich dass man unter Umständen ganz viele Menschen retten kann, wenn man ein paar wenigen Menschen ein bisschen Schmerzen zufügt. Die Folterknechte können sogar noch geltend machen, dass es sich bei ihren Opfern um Verbrecher handle, was die Forscher von den Tieren ja nicht behaupten können.

**Forscher:** Man kann Tierversuche nicht mit Folter vergleichen.

**Thiel:** Stimmt, der Folterknecht hört auf, sobald man ihm sagt, was er wissen wollte.



**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Abseits der Goldküste

Von Peter Rüedi



Natürlich macht die Geografie den Wein. Unter anderem. Wie die Geologie und die Pedologie (Bodenkunde) und die Meteorologie bestimmt sie einen Teil dessen, was als Terroir ein bisschen zu einem Modebegriff geworden ist. Also hängt an ihr auch der Ruhm einzelner Lagen (die nicht von ungefähr so genannt werden) mit ihrer Exposition. So gehört zu den Gemeinplätzen unter Burgunder-Fans, dass südlich von Chassagne-Montrachet, wo der Steilhang der Côte de Beaune mit all seinen mythischen Provenienzen von Aloxe-Corton über Pommard, Volnay und Meursault bis Puligny-Montrachet nach Westen knickt, auch die glorreiche burgundische Öno-Hochkultur abbreche und aus ätherischen Sphären wieder auf den Boden komme, das heisst auf mergeligere Böden für rustikalere Weine. Der Ruf, dass die Appellation Santenay vergleichsweise schlichtere und billigere Weine hervorbringt, hält sich hartnäckig. Letzteres stimmt, Ersteres nur sehr bedingt. Wie ein Pinot noir des grossen Produzenten Roger Belland aus seiner Lage Beauregard mit bestürzender Klarheit beweist. Die Flasche aus dem im Allgemeinen keineswegs überwältigenden Jahrgang 2006 belehrt nicht nur Jahrgangsfetischisten, sondern auch Santenay-Skeptiker eines wunderbar Besseren. Dies ist ein Rotwein, bei dessen Finesse, Intensität und Transparenz wir uns von manch überinszeniertem Renommierstück erholen können (so wie Jacob Burckhardt, der grosse Renaissancekenner, sich jeweils im Anblick des Doms von Como von der «Zuckerbäcker-Gotik des Doms von Mailand» erholen musste). Welche Eleganz im überwältigenden Duft, welch köstliche, lebendige Süsse am Gaumen! Belland, der übrigens jenseits von Santenay auch die grösste Parzelle der Kultlage Criots-Bâtard-Montrachet besitzt, ist einer der Winzer, die alle Anstrengung an die Arbeit im Weinberg wenden: «Was die Vinifikation anbelangt, machen wir praktisch nichts, je weniger man eingreifen muss, desto schöner bringt man das Terroir zum Ausdruck.» Keine neue Einsicht, aber sie musste mal wieder gesagt sein. Wenn auch das Resultat für sich spricht.

**Roger Belland: Santenay-Beauregard Premier Cru 2006.** 13%. Gerstl. Fr. 33.-. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

## Essen macht glücklich

Grosszügig, geschmackvoll und grandios: Ein Ausflug in den Schwarzwald zu Claus-Peter Lumpp im «Bareiss». Von David Schnapp



«Optimierte Klassik»: Claus-Peter Lumpp (r.) mit Restaurantleiter Thomas Brandt.



Ein bis zwei Mal im Jahr fahre ich in den Schwarzwald, um bei Claus-Peter Lumpp, dem Drei-Sterne-Koch im Restaurant «Bareiss», zu essen. Ich verlasse das gleichnamige Hotel in Mitteltal jedes Mal begeistert. Mehr noch, als ich vor kurzem wieder dort war, fuhr ich anschliessend durch die beruhigende dunkelgrüne Landschaft nach Hause und war: glücklich. Gutes Essen kann das.

Müsste ich die Küche des sympathischen 50-jährigen Tübingers Lumpp in einem Wort beschreiben, würde ich «grosszügig» sagen. Grosszügig ist keine Frage der Menge. Grosszügig ist die Gesamtanmutung. Die mächtige Ausstattung des Gastraums im Schwarzwald-Barockstil etwa. Der aufmerksame Service unter der Leitung von Thomas Brandt, der ebenso kompetent wie humorvoll arbeitet. Und natürlich die Gerichte.

### «Dieser Geschmack!»

Wenn man mit Gourmetfreunden über das «Bareiss» spricht, sagen sie schnell einmal in träumerisch-seufzendem Ton: «Dieser Geschmack!» Denn der Geschmack ist Lumpps Grosszügigkeit. Es gibt reichlich davon. Mal mit Kraft, mal subtil und pointiert. Wie die Langustine mit Imperialkaviar, ein A-la-carte-Gang, der die luxuriösen Grundprodukte in einer überwältigenden Breite darstellt: Ich esse das Krustentier als Carpaccio mit Kräutern sowie et-

was Mascarpone und Kaviar. Es gibt die Langustine im Tempura-Teig, leicht knusprig, mit einer dichten gelierten Krustentierreduktion und der säuerlichen Frische von Apfel und Koriander. Oder als Tatar oder leicht sautiert, schliesslich kombiniert mit Gurke und Kopfsalat.

Lumpp nennt seinen Kochstil «optimierte Klassik», es ist eine ehrliche und direkte Küche – aber hochraffiniert. Der Mailbock aus der hauseigenen Jagd etwa: der Rücken perfekt gebraten, die Schulter in die Tiefe geschmort, und das Ganze bekommt lediglich durch die Zugabe von Holunderblüten als Gel eine blumige Säure, die das Gericht adelt.

Wenn zum Schluss der Moment von Pâtissier Stefan Leitner gekommen ist, wird die Grosszügigkeit zur süssen Opulenz: das unterhaltsame Spiel mit Erdbeeren in allen Varianten und Texturen etwa. Dann gibt es noch Friandises und schliesslich einen Wagen mit Macarons, Fruchtgelees oder einer Rhabarber-Tarte.

Ein solches Mittagessen ist der Höhepunkt eines perfekten Tages: Man fährt zwei Stunden hin, während die Vorfreude ansteigt, isst sich glücklich und kehrt wieder nach Hause zurück.

**Restaurant Bareiss im Hotel Bareiss,**  
Gärtenbühlweg 14, D-72270 Baiersbronn-Mitteltal.  
Tel. +49 7442 470. [www.bareiss.com](http://www.bareiss.com)  
Montags und dienstags geschlossen  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf:  
[www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





## Auto

# In der Tiefe des Raumes

Grosses, familientaugliches Auto gesucht? Da käme zum Beispiel ein Toyota Sienna in Frage. *Von David Schnapp*

Wer heute ein Auto kauft, muss ein entscheidungsfreudiger Mensch sein. Nicht nur, dass immer mehr Kategorien von Fahrzeugen geschaffen werden, die kaum einer braucht. Dazu kommt eine unübersichtlich grosse Auswahl an Zusatzfunktionen, Optionen, Möglichkeiten, Varianten. Es geht aber auch einfacher. Gehen wir mal davon aus, wir seien an einem Auto interessiert, das gross und komfortabel ist: Wir entscheiden uns aus Gründen, die gleich noch erläutert werden, für einen Toyota Sienna. Die Preisliste hat drei Zeilen: Grundpreis (Fr. 66 900.-), Metallic-Lackierung

(Fr. 990.-) und Parksensoren vorne (Fr. 750.-). Mehr auszuwählen gibt es nicht, das Leben kann so einfach sein.

Und dann öffnen sich mit einem Tastendruck auf die Fernbedienung automatisch die seitlichen Schiebetüren dieses Familienraumgleiters und geben den Blick frei auf das Innere, in dem es so viel Platz gibt, dass es selbst mit mehreren Kindern und viel Feriengepäck schwerfallen könnte, dieses auszufüllen. Der Sienna hat Platz für sieben Personen auf vier Einzelsitzen sowie einer weiteren Rückbank, die im Wortsinn kinderleicht abzuklappen oder aufzurichten ist. Das Kofferraumvolumen umfasst 1110 Liter bei drei benutzten Sitzreihen und 2470 Liter, wenn die letzte Reihe versenkt ist.

Der Sienna ist ein japanisches Auto für den amerikanischen Markt, das jetzt auch in der Schweiz erhältlich ist – ein Weltauto sozusagen. Als amerikanisches Auto aber bietet es zum Beispiel sehr viele Möglichkeiten, Kleinigkeiten oder Getränke in entsprechenden Fächern, Boxen oder Halterungen zu versorgen. Allein für Fahrer und Beifahrer stehen vier *cup holders* bereit, und auch wenn ich gerade nicht

so viele Cola-zero-Flaschen zur Hand habe, um diese Räume in aller Tiefe auszufüllen, bereitet mir diese verschwenderische Grosszügigkeit dennoch Freude.

### Mut zur Gelassenheit

Was mir an amerikanischen Autos (auch aus Japan) ausserdem gefällt, ist ihr Mut zur Gelassenheit. Bei europäischen Modellen wird oft diese sportliche Härte betont, bei der man jeden Kaugummi auf dem Asphalt zu spüren bekommt und die das Autofahren anstrengend macht. Nein, das Fahrwerk des Sienna ist ausgesprochen komfortabel: Gemütlich schaukelt der Nachfolger des legendären Toyota Previa über die Autobahn und legt sich sanft, aber stabil in die Kurve. Für Sicherheit und Stabilität sorgt zudem der serienmässige Allradantrieb. Der 3,5 Liter grosse Sechszylinder-Motor mit immerhin 269 PS bringt den Sienna zwar munter in Fahrt, setzt einen aber nie so unter Druck, dass man ständig auf die Überholspur wechseln möchte.

Gibt es etwas auszusetzen an dieser grosszügigen Familienkutsche? Vielleicht wirkt das Cockpit in Gestaltung und Materialisierung nicht ganz so edel. Vielleicht hätte ein so grosses Auto einen grösseren, schärferen Monitor für das Navigationssystem verdient. Aber das sind vernachlässigbare Details, denn der wahre Luxus ist der Raum.

### Toyota Sienna AWD

Leistung: 269 PS, Hubraum: 3456 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h  
Preis: Fr. 66 900.-





«Eigentlich ist es herrlich»: Illies, 43, Bestseller-Autor, Börne-Preisträger 2014.

MvH trifft

## Florian Illies

Von Mark van Huissing — Ein Gespräch mit einem der klügsten jüngeren Männer Deutschlands. Versteht man es und ihn?

Sie wollen über [Ludwig] Börne reden, finde sich gut – denn, wenigstens in der Schweiz, kennt den keiner. » – «Ich habe zum ersten Mal nach meiner ersten Stunde im Studienfach Germanistik an der Uni in Bonn was von ihm gelesen. Da bin ich absolut frustriert rausgegangen, weil ich das Gefühl hatte, hier sei ich falsch. Ich lief zum Antiquariat und zog ein Buch vom Tisch, das trug den Titel «Das Schmollen der Weiber», es war von Ludwig Börne, der mir als Autor nichts sagte. Dann las ich da so rein – und da war ein Tempo in der Sprache, die Worte hatten ihre ursprüngliche Kraft, vollkommen floskelfrei, aber immer geschrieben mit offenem Herzen, dass ich ganz irritiert und auch fasziniert war, weil ich dann las, dass es 200 Jahre her ist [dass das Buch geschrieben worden war], und das ist die grösste Faszination, die bis heute geblieben ist.»

Florian Illies, 43, ist ein deutscher Journalist, Kunsthändler, Kunsthistoriker und Buch-

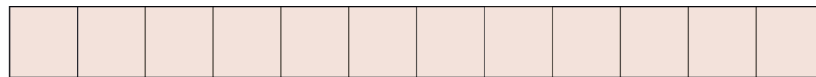
autor («Generation Golf»), steht bei Wikipedia über den diesjährigen Träger des Ludwig-Börne-Preises. Dabei handelt es sich um einen Literaturpreis, um, noch einmal Wikipedia, «eine der bedeutendsten Auszeichnungen dieser Art im deutschsprachigen Raum» (ich bin mit dem Gründer und Vorsitzenden der Ludwig-Börne-Stiftung, Michael Gotthelf, bekannt). Über den Preisträger entscheidet nur ein Preisrichter, dieses Jahr war's Martin Meyer, Chef des Feuilletons der *Neuen Zürcher Zeitung*; er hat Illies auserwählt wegen dessen (bisherigem) Lebenswerk, besonders seines Buchs «1913 – Der Sommer des Jahrhunderts» wegen, das vergangenes Jahr erschien. In seiner Ansprache in der Frankfurter Paulskirche beschrieb Meyer Illies als beneidenswert frisch sowie als Geschichtsphilosophen, ähnlich wie Börne, der Frankfurter Schriftsteller, revolutionäre Demokrat und politische Journalist. «Hat Börnes Werk noch Bedeutung?» – «Es gibt eine Stelle,

die faszinierend ist: Börne macht eine Theaterkritik von Schillers «Wilhelm Tell», einer Aufführung in Frankfurt, relativ klassisch, und dann kippt das, geht plötzlich um den Apfelschuss. Dann heisst es bei diesem grossen Kämpfer für die Freiheit, es sei unverzeihlich, dass Tell das tue. Also plötzlich wird Börne Moralist und sagt, man dürfe nicht das Leben seines Kindes gefährden, und sei dafür die ganze Idee der Schweizer Nation in Frage gestellt... Ich hab dafür kein besseres Wort als «Herzensbildung.» – «Es sieht aus, wenn man Sie beobachtet, als würden Sie Bücher nebenher schreiben [er ist im Hauptberuf Teilhaber eines Auktionshauses], das ist irgendwie hart für andere Schriftsteller...» – «Ich habe auch die «Generation Golf» geschrieben, als ich 'nen sehr ausfüllenden Fulltime-Beruf bei der FAZ hatte. Für mich macht es tatsächlich nicht so einen grossen Unterschied, ich hab mich immer mit Kunst beschäftigt – Bewertungen, Urteile über Kunst, Qualität, Geschmack waren immer ein grosses Thema für mich; für mich gibt's gar keine Neben- und Hauptzweige.»

«Sie beschäftigen sich mit Kunst als Gelehrter, aber, vor allem, auch als Händler, also kommerziell. Ist das ein Spagat?» – «Es gibt viel Bigotterie, wenn man darüber spricht [über Kunst], denn diese ganzen Parameter für den Erfolg werden immer auch in Richtung Kommerz gesehen – Erfolg ist die Museumsausstellung, aber auch der Preis. Man sollte nur immer wissen, dass jede Bewertung in zwanzig, dreissig Jahren irrelevant sein kann, das macht's für mich so faszinierend.» – «Kann man sagen, wie in einem Essay in *Vanity Fair* stand, der Kunstmarkt sei eine Erfindung der Superreichen, um rauszufinden, wer immer mehr ausgeben kann für etwas, was wenig oder keinen materiellen Gegenwert hat?» – «Denkt lang nach», wird dann in Ihrem Text stehen.» – «Ha, ha.» – «Es gibt eine Sache, die glücklicherweise allen Theorien widerspricht in dieser Sache, und das ist das ganz Besondere an Kunst: Es gibt jedes Werk nur einmal. Und das kann dazu führen, dass es eine ganz geheime Triebfeder des Sammlers ist. Wenn der andere etwas hat, jetzt einmal abgesehen von Auflagenwerken oder Fotografien, dann kann man nie dasselbe bekommen. Das ist eben nicht wie bei den Panini-Sammelbildchen. Eigentlich ist es herrlich.» – «Sind Sie zuversichtlich, dass der Kunstmarkt weiter hochgeht?» – «Ich bin ganz zuversichtlich, dass es eine Welt ist, die sich genau nach den gleichen Rhythmen wie in den letzten 500 Jahren auch in den nächsten 500 Jahren bewegen wird. Weil es immer wieder um diese Jagd nach dem Einmaligen geht. Und weil es mein Urbedürfnis ist, mich mit solchen verdichteten Dingen wie dem Kunstwerk an der Wand zu beschäftigen.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Die Klischees sind gnädig: Die «Kronenhalle» in Zürich, ein Robespierre mit Martin Meyer.» «Kronenhalle», Rämistrasse 4, Zürich, Tel. 044 262 99 00.

	1	2	3	4	5		6		7	8	9	10	11
12					13	14		15		16			
17					18				19				
		20			21							22	
23	24					25					26		
				27		28			29				
30		31	32				33						
	34				35	36				37		38	
39					40					41			
42						43			44				
		45							46				
47							48				49		

**Lösungswort** — Reaktionen auf Renitenz

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Für einige ein Rauschgift, das wie ein Medikament aussieht. 7 Sie liegt buchstäblich nicht weit von Tahiti entfernt. 12 Deutscher Fluss, globaler Fisch, ein Name. 13 Bruder des Vaters, und Sohn des Königs Omri. 16 Mephistophelische Übereinkunft. 17 Kein Produkt eines Zauberhuhns, sondern ein Küchengerät. 18 Mit Vermutungen gepaarter Zeitvertreib. 20 Fotografen denken da eher nicht an Feuer oder Ferne. 22 Nicht die für Franzosen, sondern für Kalifornier. 23 Ar und ch mit Mittelteil führen uns zur semitischen Sprache. 25 Man nehme 19 senkrecht als Tätigkeit. 27 Adliger oder Gott - bei Briten manchmal unklar. 29 Fehlerhafte Uhrzeit. 30 Einer aus dem Land der Vampire. 33 Er ist uns zeitmässig voraus. 34 Die zwei Hälften auswechseln, und die Tessiner Website steht. 35 Aus b mach p und schon landen wir bei 23 waagrecht. 37 Ju.....ne ergibt die gewünschte Art zu schneiden. 39 Nicht sicher, ob man 43 waagrecht so kann. 41 Ein Elch? Nicht für Lyriker. 42 Wer es nicht widerwillig macht, macht es eben sonstwie. 43 Herrschen lernt sich leicht, dies schwer. 45 Nicht wirklich neu, eher eine Wiederholung. 46 Welch ein Typ, und manchmal ist er's auch. 47 Unklar, ob er auf der Alp auch auf dem Alphorn bläst. 48 Sie lockert mechanisch, der Boden dankt es. 49 Die Antwort hat es renitenten Franzosen angetan.

**Senkrecht** — 1 Eine Tochter des Zeus, sogar für Portugiesen. 2 Der Robert kommt aus der Schweiz. 3 Ale ist das bekannteste, die andern schmecken auch. 4 Mit was der See in Nordamerika zwei Staaten trennt. 5 Die Farbe ist so schwer erkennbar. 6 Man zahlt sie oder macht es in Unkenntnis. 8 Typisch Schweiz: Sie sind ziemlich klein, er ist ganz schön hart. 9 Er hat einen Schwanz wie einen Haken. 10 Ihren blauen, nickenden Blütenkopf deutet man als Demut. 11 Wo ein Atlas, ist auch er, das gilt ebenso für mehrere. 12 Aufbauend auf Ganzheitlichkeit lehrt sie Gelassenheit. 14 Touareg, Schriftsteller und Kunstmaler. 15 Eine Pflanze wie ein Hundebefehl. 19 Ohne ihn geht's nirgendwohin. 21 Von der Neuss (am See), zu diesem Ort (am Lac Léman). 24 Die Schweiz in Asien, flächenmässig. 26 Jemandem hinderlich sein und also in Verlegenheit geraten. 27 Sie müssen wie zu Zeiten der Sumerer gezupft werden. 28 Typisch Wirklichkeit. 31 Verabredung: ... am ... . 32 Mit ihnen blüht der Herbst länger. 33 Nebenfluss der Seine mit dem Matz als Nebenfluss. 36 In Zürich nicht, doch in Genf führt sie ins Haus. 38 Spanischer Hartung. 39 Klopft er wie gewohnt, muss man sich nicht fürchten. 40 Die Eins ergibt sich durch Neuordnung der Buchstaben. 41 Irland für jene, die es genau nehmen. 44 Jazzmusikers Spezialauftritt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 371**

B	A	S	I	L	I	K	A			E	T	A	G	E
A		P		I		A	D	M	I	R	A	L		X
F	A	L	K	N	E	R	E	I		S	P	E	A	K
F	R	I	E	D		E	R	N	S	T	F	A	L	L
	S	T	U	T	E	N		E			E	P		
	E	L				I	R	R	G	A	R	T	E	N
A	N	S	E	H	E	N		A	I	L			N	
C	A	P		A		A	N	L	E	I	T	U	N	G
K	L	A	S	S	E			O	R	N	A	T	E	
E		T	I	L	G	U	N	G		G	R	E	L	L
R	O	E	T	E	L	N		I		H	A	N	K	
N		N	U	R	I	A		E	L	I	T	A	E	R

**Waagrecht** — 1 BASILIKA 6 ETAGE 10 ADMIRAL  
12 FALKNEREI 15 SPEAK (engl. f. eine Rede halten) 17 FRIED 18 ERNSTFALL 19 STUTEN (Rosse: Paarungsbereitschaft bei Stuten) 20 IRRGARTEN 23 ANSEHEN 26 AIL (franz. f. Knoblauch) 27 CAP (mask. u. neutr.) 28 (Bedienungs-)ANLEITUNG 1 KLASSE 34 ORNATE 35 TILGUNG 37 GRELL 38 ROETELN 39 HANK 40 NURIA (hebr. f. Erleuchtung, religiöser Ort in den Pyrenäen) 41 ELITAER

**Senkrecht** — 1 BAFF 2 SPLIT (-t = Bruchstein) 3 LINDT 4 KARENINA 5 ADER 6 ERST 7 TAPFER 8 ALEA (lat. f. [Spiel-]Würfel) 9 EXKL 11 MINERALOGIE 13 ARSENAL 14 KEULE 16 ALPENNELKE 21 GIER 22 ALINGHI 23 ACKERN 24 SPATEN 25 HASLER 29 TARAT (Rat) 30 UTENA (Anagramm f. tauen) 32 SITU (in situ, lat. f. am Ort, med. f. in der richtigen Lage) 33 EGLI 36 UNA (Merkel, amer. Schauspieler, Filmtitel: Der grosse Bluff)

**Lösungswort** — **GASSENHAUER**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



80<sup>H</sup>  
POWER  
RESERVE



3+ DAYS  
OF RESERVE

DS

AUTOMATIK WERK

POWERMATIC 80 - HOHE GANGGENAUIGKEIT  
80-STUNDEN GANGRESERVE

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)